

Flucht, Vertreibung und Auswanderung hat es immer schon gegeben. Die Gründe sind vielfältig: Krieg, politische Unruhen, Unterdrückung, religiöse Intoleranz, Diskriminierung, Verfolgung oder Hoffnung auf ein besseres Leben. Für die vorliegende Dokumentation sind Frauen aus drei Flucht-Generationen gebeten worden, von ihrem Weg nach Solingen zu erzählen. Solingen hat sich für die betroffenen Frauen als ein Zufallsziel herausgestellt, aber alle haben eine Beziehung zu ihrer neuen Heimatstadt entwickelt, die als liebevoll zu bezeichnen ist. Dreizehn dieser Geschichten sind hier zu lesen. Sie zeigen etwas Gemeinsames, nämlich ein ganz besonderes Spannungsfeld, das sich dem Lesenden aus der Betrachterperspektive erschließt. Jede der betroffenen Frauen hat eine Vergangenheit im Gepäck, die traumatisierend ist – Todesangst. Ausweglosigkeit und vieles mehr. Dagegen stehen auf der anderen Seite Träume und Hoffnungen für die Zukunft. Einige Zukunftspläne wurden schon vor der Flucht geschmiedet, andere erst nach der Ankunft.



Neue Heimat Solingen

Susanne Koch / Uta-D. Rose

# Neue Heimat Solingen

Geflüchtete Frauen aus drei Generationen und ihre Geschichten

Susanne Koch / Uta-D. Rose

# **Neue Heimat Solingen**

**Geflüchtete Frauen aus drei Generationen und ihre Geschichten**

Susanne Koch / Uta-D. Rose

**Susanne Koch** ist Erzieherin und studierte Sozialwissenschaften. Sie ist als Redakteurin beim Solinger Tageblatt angestellt. Ehrenamtlich ist sie unter anderem im Vorstand des Internationalen Frauenzentrums tätig.

**Uta-D. Rose** studierte Philosophie, Politikwissenschaft und Pädagogik, promovierte über ein Thema zur politischen Philosophie, arbeitet als freie Philosophin, u.a. Lehrbeauftragte an der Bergischen Universität Wuppertal.

**Daniela Tobias** arbeitet als selbständige Kommunikationsdesignerin und Fotografin in Solingen. Da die Frauen in diesem Buch aus verschiedenen Gründen nicht portraitiert werden konnten, wählte sie zur Illustration Naturfotos von Pflanzen und Bäumen, die die Situation oder die Haltung der Frauen charakterisieren.



Herausgeber: Internationales Frauenzentrum Solingen e.V.  
Redaktion: Susanne Koch, Dr. Uta-D. Rose  
Gestaltung und Fotos: Daniela Tobias

Solingen, September 2018



im Rahmen des Bundesprogramms  
Demokratie **lebeK!**

 Gleichstellungsstelle  
der Klingenstein Solingen

# Inhalt

Vorwort	5
Anstelle eines Grußworts	7
Einleitung	9
<i>Die mittlere Generation</i>	
Abir	13
Bati	19
Denada	23
Fariha	27
Rahat	29
Siba	33
<i>Die Nachkriegsgeneration</i>	
Elfriede	39
Eva	45
Lisa	49
<i>Die neuste Generation</i>	
Dunia	53
Qumri	57
Shillan	61
Subhie	63



Im Jahre 2015 wurden im Frauenforum der Stadt Solingen Flüchtlingsfrauen interviewt, um ihre Geschichte zu hören und zu erfahren, wie ihr jeweiliger Weg nach Solingen erlebt wurde. Zu Wort kamen Flüchtlingsfrauen aus drei Generationen: Frauen, die kurz nach dem 2. Weltkrieg vom Osten in den Westen fliehen mussten bzw. aus ihrer Heimat vertrieben wurden; Frauen, die in den 1980-1990er Jahren in die Bundesrepublik und letztlich nach Solingen kamen, und Frauen, die die ab 2014-2015 anschwellenden Flüchtlingsströme zu uns führten.

Die Geschichten waren in verschiedenen Hinsichten beeindruckend und lehrreich, und es verfestigte sich die Idee, diese zu dokumentieren und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Dafür sind nicht nur einige der bereits interviewten Frauen erneut vertiefend um ihre Geschichte gebeten worden. Darüber hinaus wurden Interviews geführt mit Frauen aus den Ländern, die in den Sog rund um den Arabischen Frühling gerieten, der 2010 in Tunesien seinen Ausgang nahm. Das bedeutete für diese Länder nicht nur die Niederschlagung aufkeimender Demokratiebestrebungen und die Beförderung bürgerkriegsähnlicher Unruhen, sondern spülte auch lange schwelende Probleme von religiöser und ethnischer Unterdrückung, Verfolgung und Diskriminierung wieder an die Oberfläche.

Die so unterschiedlichen Geschichten ließen eine ursprünglich beabsichtigte Eingrenzung auf die Frage nach dem Wie gelingender Integration nicht zu. Die Zuflucht und Heimat suchenden Frauen und ihre Familien trafen auf die hier lebende und eher unvorbereitete Bevölkerung. Und gerade der zahlenmäßige Umfang der letzten Zuwanderungen richtet den Blick sowohl auf die Angekommenen wie auch auf die hier Lebenden. Alle sind unversehens mit Veränderungen im Miteinander eines demokratischen Gemeinwesens konfrontiert. Wir haben es mit einer gesamtgesellschaftlichen Entwicklung zu tun.

Das Internationale Frauenzentrum in Solingen, das sich seit 2008 aktiv für die neu nach Solingen kommende Neuzugewanderten und Flüchtlingsfamilien engagiert, hat sich dieses Themas angenommen. Dieses erhofft mit dieser Publikation interessante Einblicke in die Biographien und Haltungen der interviewten Frauen zu liefern. Sie sollen Impulse für Gespräche zur Förderung eines wertschätzenden Miteinanders geben. Mögen die dokumentierten Geschichten Anlass sein, unser demokratisches Selbstverständnis zu überbedenken und neu einzuordnen!



Ein Gespräch mit Dagmar Becker, Beigeordnete für Jugend, Schule, Integration, Kultur und Sport der Stadt Solingen, und Gisela Köller-Lesweng, Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Solingen. Wir haben sie gefragt, was sie den SolingerInnen ans Herz legen möchten, wenn sie die vorliegenden Geschichten von geflüchteten Frauen aus drei Generationen lesen.

**Dagmar Becker:** *Wir begegnen zunächst sehr unterschiedlichen Frauen, die oft mehr zufällig als geplant in Solingen gelandet sind. Sie erzählen ihre Geschichten und lassen uns die äußeren und inneren Unsicherheiten spüren, die sie in der für sie fremden Stadt erleben, in der sie sich jetzt zurechtfinden müssen. Die Geschichten haben mich emotional angesprochen, die Erfahrungen der Frauen werden beim Lesen nachvollziehbar.*

**Gisela Köller-Lesweng:** *Bei mir drängte sich unvermittelt die Frage auf, wie die geflüchteten Frauen ihren Heimatverlust empfinden angesichts der Aufgabe, hier ein neues zu Hause zu schaffen. Wie geht das eigentlich, das Ankommen, das Zurechtfinden? Was bringen sie mit? Was erwarten sie?*

**Dagmar Becker:** *Ich sehe die Botschaften der Angekommenen, die in den Geschichten mitschwingen. Wenn sie das Überlebensnotwendige organisieren, wenden sich die Frauen bereits unserer Lebenswelt zu. Sie möchten das für sie noch Fremde verstehen, damit es leichter wird, das Eigene zu leben – ein erster und wichtiger Schritt zur Integration. Viele Geschichten zeigen Integrationsbemühungen, die die Kultur auf Seiten der hier lebenden Bevölkerung und auf Seiten der neu Hinzugekommenen untereinander berücksichtigen, ohne dass jemandem etwas aufgezwungen oder weggenommen wird.*

**Gisela Köller-Lesweng:** *Da ist Batis aktives Zugehen auf Menschen, ihr Reden, Handeln und ihre tiefe Religiosität als orthodoxe Christin ein überzeugendes Beispiel. Sie macht sich vertraut mit den Sitten und Bräuchen der örtlichen Religionsausübung, übernimmt sie jedoch nicht. Als den eritreisch-orthodoxen Christen in der evangelischen Luther-Kirche Gastfreundschaft für ihre Gottesdienste nach der Landestradi-tion gewährt wird, macht sie auf diese fruchtbare Kulturpraxis in wechselseitigem Verständnis aufmerksam. Hier begegnen sich zwei Kulturen, die sich nicht abschotten, sondern voneinander wissen, sich respektieren und sich wechselseitig als Bereicherung annehmen. Dialog kann so viel bewegen. Das Problem bleiben allerdings diejenigen, die sich dem Dialog verweigern.*

**Dagmar Becker:** *Ich wünsche mir, dass alle Ankommenden sich diese Mühe machen das Neue kennenzulernen – der Spracherwerb ist dazu eine notwendige Voraussetzung und macht Begegnung und Verständigung möglich. Viele SolingerInnen begleiten und unterstützen die Bemühungen und das Ankommen – und das ist gut und notwendig. Wir alle sind immer wieder mit Veränderungen im Miteinander in unserer demokratischen Gesellschaft konfrontiert. Der Blick zurück auf die Flüchtlingsfrauen nach 1945 erinnert uns daran, dass immer wieder Menschen hier ankommen und hier heimisch werden wollen. Und dann der Schwerpunkt: warum Frauengeschichten?*

**Gisela Köller-Lesweng:** *Frauen sind die eher im Verborgenen wirkenden Heldinnen. Das Licht der Öffentlichkeit tut ihren Geschichten gut. Sie gewähren einen Aspekt auf Fluchtgeschichten – den weiblichen.*

**Dagmar Becker, Gisela-Köller-Lesweng:** *Lassen Sie sich mitnehmen von den Geschichten der geflüchteten Frauen – verstehend, empathisch und offen für die Begegnung mit ihnen!*



Flucht, Vertreibung und Auswanderung hat es immer schon gegeben. Die Gründe sind vielfältig: Krieg, politische Unruhen, Unterdrückung, religiöse Intoleranz, Diskriminierung, Verfolgung oder Hoffnung auf ein besseres Leben.

Für die vorliegende Dokumentation sind Frauen aus drei Flucht-Generationen gebeten worden, von ihrem Weg nach Solingen zu erzählen. Es sind keine schönen Geschichten, aber sie geben den verschiedenen Fluchtbewegungen ein individuelles menschliches Gesicht. Solingen hat sich für die betroffenen Frauen als ein Zufallsziel herausgestellt, aber alle haben eine Beziehung zu ihrer neuen Heimatstadt entwickelt, die als liebevoll zu bezeichnen ist.

13 dieser Geschichten sind hier zu lesen. Sie zeigen etwas Gemeinsames, nämlich ein ganz besonderes Spannungsfeld, das sich dem Lesenden aus der Betrachterperspektive erschließt:

Jede der betroffenen Frauen hat eine Vergangenheit im Gepäck, die traumatisierend ist – Todesangst. Ausweglosigkeit und vieles mehr. Einige wollen die Vergangenheit vergessen oder verdrängen, andere stellen sich ihr, bearbeiten sie. Fest steht, man wird sie nicht los, sie prägt und beeinflusst gegenwärtiges Denken und Handeln.

Dagegen stehen auf der anderen Seite Träume und Hoffnungen für die Zukunft. Einige Zukunftspläne wurden schon vor der Flucht geschmiedet, andere erst nach der Ankunft.

Die hier erlebte Gegenwart verweist die Betroffenen allerdings auf das Ausloten des Möglichen. Für Träume und Zukunftspläne ist kein Raum. Zunächst müssen die Erfordernisse des täglichen Lebens und Überlebens erfüllt und die notwendigen Verwaltungsabläufe bei Ämtern absolviert werden. Oft reift die Erkenntnis, dass so mancher Zukunftstraum verabschiedet werden muss, weil das Leben im Hier und Jetzt Anforderungen stellt, die sich mit dem Erwünschten nicht vereinbaren lassen.

Es ist dieses Ausgespanntsein der Frauen zwischen Vergangenheit und Zukunft, das als Gemeinsames aus den dokumentierten Geschichten spricht. Jede geht diese Herausforderung anders an, um sich mit dem Leben in der Gegenwart zu arrangieren. Dabei lesend zuzusehen spricht an.

Die erste Generation der Flüchtlingsfrauen hat ihren Frieden mit dem Leben geschlossen. Sie schauen mit dem aus Erfahrung weise gewordenen Blick zurück und verweilen bei den Momenten und Zeiten des Glücklichen. Doch auf die Fluchtgeschichte direkt angesprochen, kommt auch nach so langer Zeit das Grauen des Erlittenen wieder hoch. Nach ihrer Ankunft im Westen empfangen sie oft Ablehnung, sie trafen auf keine oder nur geringe Willkommenskultur.

Ihr Rat für gelingendes Einleben an einem fremden Ort bleibt auch in veränderter Welt aktuell: **nicht in passiver Hilflosigkeit verharren, der Verbitterung keinen Raum geben, anpacken, sich einbringen, realisierbare Pläne schmieden und das Gefühl der Dankbarkeit pflegen.**

Den geflüchteten Frauen, die erst kurze Zeit in Solingen sind, gelingt die reflektierte Sicht auf das Fluchterlebnis nur unvollständig. Das Leben befindet sich im Chaos des noch-nicht-angekommen-Seins, das eine Gefühlsmischung von Hoffnung und Verzweiflung offenbart. Zur Vergangenheit besteht ein zu geringer Abstand, er gestattet noch keine Reflexion und Einordnung des Erlebten. Ihre Berichte brechen unfertig ab.

Die mittlere Generation hat sich überwiegend arrangiert, in einem positiven Sinn. Die betroffenen Frauen haben sich mit ihrem Leben, so wie es war, wie es derzeit ist und möglicherweise einmal sein

wird ausgesöhnt. Das bedeutet nicht, dass diese Frauen einen endgültigen Frieden mit ihrem Schicksal geschlossen hätten, denn die prägenden Erlebnisse der Vergangenheit sowie zerschlagene Hoffnungen und aufgegebene Träume sind auch in einem Leben unausgesprochen präsent, mit dem man sich arrangiert hat.

Besonders deutlich zeigt sich die Aussöhnung mit dem Leben bei Siba aus Afghanistan. Sie öffnet bewusst das Tor und zeigt uns die Teile des Lebens, die sie geprägt haben: nämlich einerseits eine brutale und menschenunwürdige Vergangenheit als Zwangsverheiratete und „Besitz“ ihres Mannes mit den dominierenden Gefühlen von Angst, Ausgeliefertsein sowie Wert- und Hilflosigkeit. Andererseits gab es hoffnungsträchtige Ausblicke auf Selbstverwirklichung in Beruf und Familie und eine gute Integration aufgrund hervorragender Sprachkenntnisse. Nach der Diagnose einer schweren Erkrankung bei ihrem jüngsten Sohn liegt die Sorge um die Kinder und die Frage, wie sie das alles schaffen soll, als eine schwere Last auf den Schultern der jungen Frau. Das sind einengende Ereignisse aus Vergangenheit und Zukunft, die man nicht los wird. Und genau hier macht Siba die Türe zu und wendet sich der Gegenwart zu. Sie lässt ihre Träume von einer unbeschwerten Zukunft ziehen, bejaht die gegenwärtige Verantwortung für das erkrankte Kind und die beiden anderen und bringt sich dazu helfend in die Gesellschaft ein, in der sie lebt. In diesem so bejahten Leben ist die junge Frau stark, anerkannt und angenommen. Sibas Haltung ist eine Aufforderung an andere Betroffene: **verweilt nicht beim Erlittenen, befreit euch von der Angst vor dem, was auf euch zukommen könnte und ergreift die Aufgaben, die vor euch liegen und hier und jetzt zu bewältigen sind!**

Auch Abirs Geschichte enthält „food for thought“ (Denkfutter), um sich mit einem chaotisch verlaufenen Leben zu versöhnen. Aus der Vergangenheit sind im Gepäck: eine nicht gelebte Kindheit im Unruheland Libanon, die viel zu früh aufgebürdete Verantwortung für die Familie und sich selbst aufgrund guter Sprachkenntnisse, Ablehnung als Ausländerin oder „nicht echte Deutsche“. Es meldet sich der unerfüllte Traum eines Medizinstudiums. Aus Vergangenheit und Zukunft grüßt das gegenwärtige Leben mit der Familie, eine gute Ausbildung, gesellschaftliches Engagement und Abirs fröhliche Erkenntnis: „Ich habe doch etwas erreicht, und es fühlt sich gut an.“

Als Reflexionsangebot formuliert heißt das: **Das Schwere darf nicht die Gegenwart dominieren; immer wieder darauf sehen, ob das, was gerade zu bewältigen ist, nicht doch eine Aufgabe darstellt, für die es sich zu leben lohnt.**

Von Bedeutung für das aufnehmende Land können Batis interkulturelle Reflexionen sein. Den Satz „fremde Kulturen können uns bereichern“ hat die junge Frau aus Äthiopien aus ihrer Perspektive her gelebt und umgesetzt. Für sie ist es kein Widerspruch, sich mit der Kultur des Einwanderungslandes vertraut zu machen und dieser Kultur gemäß zu leben, und zugleich heimatbezogene Traditionen – in diesem Falle die in Äthiopien gepflegten religiösen Feier-Rituale – in ihr Leben mit einzubeziehen. Bati hat viele Mühen auf sich genommen, um die Sprache zu lernen und zu üben. Mit großer Offenheit ging und geht sie auf die einheimische Bevölkerung zu, schottet sich nicht ab. So nimmt sie Neues auf, ohne das Gefühl zu haben, dass ihr dies als Fremdes aufgezwungen wird, und sie bekennt sich zu den Besonderheiten aus ihrer Tradition, ohne diese anderen aufzudrängen – ein friedliches Miteinander von Traditionen, das Heimischfühlen und Identitätsfindung befördert und das anschlussfähig ist an die hiesige Bevölkerung.

Batis Rat an nachfolgende Heimatsuchende kann lauten: **Versucht die Sprache zu lernen, bleibt in der Freizeit nicht untereinander, mischt euch unter die hier lebende Bevölkerung und schottet euch nicht ab!**

Identitätsfindung spielt auch bei Feriha und Rahat eine Rolle. Feriha hat sich erst im Verlaufe ihres Studiums dazu entschlossen, aus religiösen Gründen in Deutschland ein Kopftuch zu tragen. Sie nimmt bewusst diesen Teil aus ihrem alten Leben im Libanon als Bindeglied in das neue hinein. Und Rahat – nach jahrelangem Kampf um Anerkennung als Asylsuchende, dem Verlust des Vaters, den Anstrengungen um den Spracherwerb und letztlich den Mühen um Zusammenführung ihrer eigenen

Familie beunruhigt sie eine letzte Frage zu Zugehörigkeit und Identität, die sie wieder in ihr Geburtsland Pakistan führt. Die Reise gibt ihr die Gewissheit, zu Deutschland und zu Solingen zu gehören.

Die Geschichten von Flucht, Vertreibung und Auswanderung berichten von den Mühen des sich zu Hause Fühlens an einem fremden Ort. Mögen sie dazu beitragen, uns miteinander bekannt zu machen!



Kaffeesatzlesen – darum würde ich wohl nie bitten, doch jetzt bestehe ich darauf. Ich bin zu Besuch bei Abir, einer jungen Frau, die 1986 aus dem Libanon nach Deutschland gekommen ist. „Darf ich dir einen Kaffee anbieten“, fragt sie höflich, als ich im Wohnzimmer Platz genommen habe, „aber einen arabischen.“ Als sie den Kaffee serviert, lasse ich mir die Zubereitung erklären. „Er ist anders als der türkische. Kräftig geröstete Bohnen, halb dunkel, halb hell mit Kardamom vermischt. Ich lasse ihn zweimal aufkochen. Das ist der Kaffee, aus dessen Kaffeesatz man anschließend lesen kann.“

Wir sprechen nicht weiter drüber, am Ende unseres Gespräches will ich doch wissen, was mein Kaffeesatz sagt. Abir verteilt den Kaffeesatz im Innern der Tasse, stülpt sie um und lässt ihn trocknend seine Figuren bilden – und: „Ich sehe ein Flugzeug ... ist ein Urlaub geplant?“ „Nein, aber vielleicht bekomme ich Besuch aus Taiwan. Was siehst du außerdem?“ „Es gibt Zeichen von Erfolg, etwas gelingt gut. ... Aber, auch Zeichen zu Ereignissen, die noch nicht erledigt sind.“ Wir interpretieren nicht.

Der Grund unseres Treffens ist die Geschichte von Abirs Flucht aus dem Libanon. Die Familie lebt in Beirut. Sie wohnen zusammen in einer Wohnung bei den Großeltern. Die drei Kinder schlafen im Zimmer der Großeltern, Vater und Mutter haben ein eigenes Schlafzimmer. Es ist eng, man ist behütet, geborgen. Aber es ist Krieg. Zuletzt kommen die Israelis. Wie kann man sich das vorstellen? Krieg ist nicht kontinuierlich: An einem Tag fallen Bomben, dann gibt es kein Wasser, man muss es von draußen holen, es gibt keinen Strom, unter Umständen hat man Hunger. Wenn am nächsten Tag kein Krieg ist, d.h. wenn keine Bomben fallen, gibt es fließendes Wasser, man lebt fröhlich im Jetzt. Viele Libanesen gehen an solchen Tagen ins Restaurant, egal wie viel es kostet, morgen kann alles wieder vorbei sein.

Eine spontane Erinnerung aus der Kriegszeit kommt hoch: Israelis sehen ihren Vater auf dem Balkon und bitten ihn herunterzukommen. Das hört der Opa und herrscht den Vater an: „Ich geh' runter zu den Israelis. Du bleibst hier, Du hast Familie und Verantwortung. Bei mir ...“ – Der Besuch der Israelis erweist sich als harmlos, aber das weiß man vorher nie. Die Israelis wollen lediglich eine Auskunft über das Gelände hinter dem Haus.

Ein in Stuttgart lebender Onkel ermutigt die Familie, den Libanon zu verlassen, und unterstützt sie finanziell. Im Mai 1986 geht es mit den Eltern und zwei Brüdern weg aus dem Libanon nach Syrien. Abir ist 11, der ältere Bruder 13, der Kleinste gerade 2 Jahre.

Von Damaskus nehmen sie ein Flugzeug nach Zypern, danach Weiterflug nach Ost-Berlin. Sie können nicht bleiben, Ostdeutschland nimmt keine Flüchtlinge auf. Die Information „man nimmt einfach einen Zug in Richtung Westen und kommt dann irgend wann in Stuttgart an“ erweist sich als unzutreffend.

In Helmstedt, dem größten innerdeutschen Grenzübergang, werden sie festgenommen. Sie und weitere Familien aus dem Zug verbringen viele Stunden auf den Stühlen des Polizeipräsidiums, wo man schließlich auch übernachtet. Die Pässe werden ihnen abgenommen, sie erhalten dafür eine Art Bescheinigung über ihre Identität. Die Beamten sprechen nur Deutsch, die Situation ist verwirrend und beängstigend. Abir und ihr älterer Bruder sprechen Englisch, und so gelingt eine erste Verständigung. Da von den anderen Familien niemand Englisch spricht, müssen die beiden Kinder für alle übersetzen. Niemandem ist so recht klar, welche Verantwortung man den beiden damit überträgt.

Für eine Woche wird die Familie in einer Pension in Helmstedt untergebracht, danach geht es von ei-

dem Aufnahmeheim ins andere, bis der Vater einen Asylantrag stellen darf. Niemand kennt die Verfahrenswege – stellt man nun einen Asylantrag oder beantragt man ein Visum? Wäre man den offiziellen Weg vom Libanon aus gegangen, hätte man in der Botschaft in Beirut ein Visum beantragt. Allerdings wird amtsseits selektiert nach Berufen, die im aufnehmenden Land gebraucht werden. Die anderen haben das Nachsehen.

In den Orten der Unterkünfte dürfen sich die Flüchtlinge nicht frei bewegen. Abir erinnert sich an ihren Aufenthalt in einem „Bungalow“, eine Art Zelt aus Stahl, das in viele Zimmer unterteilt ist. Jede Familie bekommt ein Zimmer, Toilette und Dusche werden gemeinschaftlich benutzt, das Essen zentral eingenommen. Zuletzt sind sie in einer Wohnung in Lüneburg. Die Versorgung geschieht hier „von Amts wegen“: Sie füllen jede Woche eine Einkaufsliste für ihre Lebens- und Überlebensmittel aus und erhalten Taschengeld. Immer wieder ist die Rede davon, dass die Kinder in die Schule gehen sollen, doch es passiert nichts. So geht es bis zum November 1986.

Der Zufall lässt die Familie schließlich nach Solingen kommen. In Solingen-Burg wird ihnen eine Wohnung auf der Eschbachstraße zugewiesen. Sie leben im ältesten Haus auf der Straße in zwei Zimmern mit Küche. Toilette und Dusche befinden sich außerhalb des Hauses. In den Zimmern daneben und im Keller findet Bordellbetrieb statt, was die Kinder auch mitbekommen. Die Hauseigentümer wohnen eine Etage über der Familie, sie haben einen großen Hund, der überwiegend frei herumläuft. Einen Hund als Haustier zu halten kennt man im Libanon nicht. Je nach Koran-Auslegung gelten Hunde oder deren Speichel als unrein. Die Kinder haben Angst und sehen sich jedesmal argwöhnisch um, wenn sie zur Toilette müssen. Abir erinnert sich, einmal auf dem Toilettenrand stehend nach ihrer Mutter gerufen zu haben, als der vierbeinige Mitbewohner sein Revier um die Außentoilette inspiziert.

Abir macht eine Pause und atmet tief durch. „Jetzt, hier in Solingen, fing endlich das Leben an“ sagt sie. Sie haben nun Gewissheit, länger bleiben und zur Schule gehen zu können. Sie müssen sich bei den Behörden melden, Formulare ausfüllen, Sozialhilfe beantragen, Arztbesuche organisieren. Was sich aber so einfach anhört, stellt sich als eine große Belastung insbesondere für Abir heraus. Schließlich spricht niemand Deutsch und nur Abir und ihr älterer Bruder sprechen Englisch. So erledigen eigentlich Kinder im Alter von inzwischen 12 und 14 Jahren alles, begleiten die Eltern und sprechen für sie, sie melden sich sozusagen selbst in der Schule an. Der Bruder begleitet überwiegend den Vater auf seinen Besorgungen in der Stadt, Abir begleitet ihre Mutter. Die beiden erledigen alles für die Familie, sie übersetzen hin und her, vergewissern sich, dass alles richtig verstanden wird, vergewissern sich selbst, ob sie alles erfassen und verstehen in diesem fremden Land. Besonders bewusst wird Abir ihre Rolle, wenn sie die Mutter zum Frauenarzt begleiten muss. Die Last der Verantwortung ist körperlich spürbar.

Die fehlenden Sprachkenntnisse der Eltern haben aber auch ihre heiteren Begleiterscheinungen. So sind die Kinder bei den Elternsprechtagen in der Schule die Sprecher ihrer Eltern. Die Kinder nutzen das ein wenig aus und „schönen“ so manche kritische Äußerung der Lehrkräfte bei der Übersetzung.

Zusätzlich gibt es psychische Belastungen: Abirs Vater tut sich schwer in der Rolle des Bittstellers bei den Ämtern. Im Libanon war er der Versorger der Familie, gelernter Bäcker, der aber auch als Wächter oder in anderen Funktionen arbeitete, wie das in dem von Krieg geschüttelten Land erforderlich war. In Deutschland fühlt er sich doppelt hilflos – einmal wegen der Sprache und der Abhängigkeit von den Englisch sprechenden Kindern, zum anderen wegen der fehlenden Möglichkeit zu arbeiten.

Der Familie fehlt Normalität. Sie dürfen Solingen nicht verlassen, haben aber auch keine Hilfestellung, um hier etwas zu unternehmen. Die Eltern wollen, dass die Kinder etwas erleben, aber sie wissen nicht, wie sie das anstellen sollen, können sich auch nicht informieren. So ist die Eschbachstraße Ausgangspunkt für „Unternehmungen“ nach Oberburg. Dorthin fährt man mit der Seilbahn und läuft wieder herunter oder umgekehrt, und das immer wieder. Die Schönheiten der Umgebung, der Wuppertaler Zoo, die Schwebebahn – das alles lernen die Kinder erst in der Schulzeit auf Ausflügen kennen.

Sie vermissen ihre Heimat. Nach der monatelangen Odyssee geht ihnen in der ersten Sesshaftigkeit

auf, was sie hinter sich gelassen haben. Nicht nur das vertraute, wenn auch unruhige Land, fehlt. Auch alle vertrauten Gegenstände des täglichen Lebens sind im Libanon geblieben. Die Flucht geschah vor dem Hintergrund, nach einiger Zeit wieder zurückzukommen. Doch danach sieht es nicht aus. Und in Deutschland kommt man auch nicht richtig an, es gibt nur eine Duldungsgenehmigung.

Ich frage Abir, wie man sich das Leben in einem Land vorstellen kann, in dem über Jahre hinweg Krieg herrscht und immer wieder Bomben fallen. „Du gehst niemals unbeschwert von zu Hause weg“, sagt Abir. „Wenn Bomben fallen, nimmt jeder etwas aus der Wohnung und man rennt in den Keller. Die Familienmitglieder aus anderen Teilen Beiruts kommen in solchen Zeiten zusammen und man lebt ganz eng miteinander. Wenn der Vater arbeiten geht, steht man am Fenster und sorgt sich darum, dass er auch wiederkommt. Einmal im Jahr steht vielleicht mal ein Besuch am Strand auf dem Familienprogramm.“

Zur Erinnerung: Die Zeit, als Abirs Familie den Libanon verlässt, gehört in den Zusammenhang der Massaker in Beirut, die im Jahre 1982 stattfinden. Damals kommt es in den Flüchtlingslagern Sabra und Schatila im Süden Beiruts zu einer der schlimmsten Gräueltaten des libanesischen Bürgerkriegs. Israelische Truppen lassen ein Massaker der christlichen Phalange-Milizen in den Flüchtlingslagern zu. Tausende palästinensische Flüchtlinge, schiitische Frauen, Männer und Kinder werden wahllos ermordet, vergewaltigt und gefoltert. Auslöser des Massakers war der Mord an Baschir Gemayel, dem Führer der christlichen Miliz und Präsident Libanons. Den Mord lastete man der PLO an.

Hintergrund für die Entstehung der Flüchtlingslager in der libanesischen Hauptstadt Beirut sind die Kampfhandlungen und Vertreibungsmaßnahmen der israelischen Armee im Jahre 1948. Schätzungsweise 300.000 Palästinenser suchen im nördlichen Nachbarland Libanon Zuflucht. Konflikte zwischen christlichen und muslimischen Bevölkerungsgruppen führen in den 70er Jahren zu einem innerlibanesischen Bürgerkrieg, der mit der Invasion der syrischen Armee im Jahre 1990 endet. Im Verlauf des Bürgerkriegs bekämpften sich verschiedene Gruppierungen im Libanon mit wechselnden Koalitionen, es kommt zu mehreren Interventionen durch weitere Staaten.

Gründe für den Ausbruch offener schwerer Kämpfe werden in der Ankunft bewaffneter Kräfte der PLO im sogenannten Schwarzen September 1970 gesehen. Die Angehörigen der PLO sind aus Jordanien vertrieben worden und errichten mit Billigung muslimischer libanesischer Gruppen einen bewaffneten Staat im Staate und ergreifen sogleich Partei für die arabischen Nationalisten. Der Beginn des Bürgerkrieges wird auf den April 1975 datiert, als offene Gefechte zwischen der maronitischen Phalange-Miliz und der palästinensischen PLO beginnen. Israel dringt 1978 und ein weiteres Mal im Juni 1982 in den Libanon ein.

Als Abirs Familie das Land verlässt, herrschen immer noch Unruhen, fallen immer noch Bomben, ist keine Befriedung des Landes in Sicht.

Der Bürgerkrieg forderte 90.000 Todesopfer, 115.000 Verletzte und 20.000 Vermisste. 800.000 Menschen flohen ins Ausland. Ein unter syrischem Druck geschlossener „Kooperationsvertrag“ im Mai 1991 macht den Libanon bis 2005 praktisch zum syrischen Protektorat.

Zurück zur Einschulung: Abir und ihr Bruder können in die 8. bzw. 9. Klasse der Hauptschule Krahenhöhe gehen. Den kleinen Bruder melden sie im Kindergarten in Burg an. Deutsch lernen die beiden Großen in der Schule, aber mit Hindernissen. Sie müssen die Lehrer davon überzeugen, dass sie nicht erst alphabetisiert werden müssen wie diejenigen, die direkt von einer arabischen Sprache her Deutsch lernen wollen, da beide ja Englisch gelernt haben.

Bald zieht die Familie nach Solingen-Wald in eine Wohnung in der Westersburg, ein Gebäude mit einem Turm, das auch wie eine Burg aussieht. Unten im Haus ist ein Kindergarten, in den der kleine Bruder gehen kann, im Geschoss über der Familie leben die Vermieter. Von dort aus besuchen die Eltern Deutschkurse, weil sie arbeiten möchten. Abirs Mutter erhält schon bald eine Arbeitsstelle in der St. Lukas-Klinik, wo sie die OP-Räume reinigen und desinfizieren muss. Sie hat nette Menschen um sich, die ihre Sprachkenntnisse so nach und nach korrigierend vervollständigen. Abirs Vater bleibt zu

Hause und kümmert sich um die praktische Versorgung, er tut sich auch heute noch schwer mit der deutschen Sprache.

Abirs Mutter und der kleine Bruder erhalten nun eine „Aufenthaltsbefugnis und Ausweisersatz“, ebenso der ältere Bruder, als er nach der 10. Klasse eine Ausbildung zum Galvaniseur beginnt.

Abir macht ihren Realschulabschluss mit Qualifikation. Sie hat einen Traum: Sie möchte das Abitur machen und Medizin studieren. Doch die Behörden spielen nicht mit und drängen auf eine Ausbildung. Als sie eine Ausbildung zur Arzthelferin (heute: Medizinisch-technische Angestellte) bei einem Chirurgen in Haan beginnt, erhält sie eine Duldungsbescheinigung, amtlich: „Bescheinigung über die Aussetzung der Abschiebung (Duldung)“. Damit kann sie sich eine Arbeitserlaubnis für die Zeit der Ausbildung einholen, die allerdings in kurzen Abständen immer wieder erneuert werden muss.

Bis es allerdings soweit ist, einen Ausbildungsvertrag eingehen zu können, erfährt Abir schmerzlich, wie es ist, als eine Fremde angesehen zu werden. Mit ihrem guten Zeugnis schreibt sie viele Bewerbungen und erfährt, dass sich auch viele deutsche Bewerberinnen gemeldet haben. Es wird ihr ganz offen gesagt, dass sie erst „genommen“ würde, wenn die deutschen Bewerberinnen ablehnten. Sie hat wenig Auswahl und arbeitet zuerst bei einem arabischen Arzt in Wuppertal, der sie immer wieder tröstet, wenn es um die Ausbildung und Arbeitserlaubnis geht. Als in der Praxis eine Informationsveranstaltung stattfindet, begegnet sie einem Chirurgen aus Haan, ihrem späteren Chef. Sie kommen ins Gespräch und Abir berichtet von ihren Sorgen und ihrem großen Wunsch nach einer Ausbildung. Der Chirurg bietet ihr die Ausbildung an und setzt sich schließlich mit Hilfe seines Anwalts für die Ausstellung einer Arbeitserlaubnis ein, damit sie die Ausbildung auch tatsächlich beginnen und durchführen kann.

Nach erfolgreichem Abschluss der Ausbildung erhält Abir eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung und den Ausweisersatz.

In die Zeit der Ausbildung fällt Abirs Hochzeit. Während eines Besuches in Narrenburg (Bremervörde), lernt sie einen jungen Libanesen aus Beirut kennen. Er ist KfZ-Mechaniker und findet Gefallen an der lebenslustigen Abir. Kurz darauf halten seine Eltern bei Abirs Eltern um die Hand der jungen Frau an. Es ist eine arrangierte Eheschließung, aber Abir kann es durchsetzen, ihre Ausbildung in Haan zu Ende zu bringen.

Ein Patient aus der Praxis des Chirurgen in Haan besorgt dem jungen Paar eine kleine 1-Zimmer-Wohnung in Solingen-Wald, der Ehemann kommt nach Solingen. Er spricht gut Deutsch und findet schnell eine Stelle in Wuppertal, wo er auch jetzt noch tätig ist. Als 1995 ein Sohn geboren wird, zieht die Familie zur Cronenberger Straße. Und als im Jahre 2000 eine Tochter zur Welt kommt, wohnen sie an der Hasselstraße. Ein Jahr später wird eine große Wohnung an der Bülowstraße das Zuhause der jungen Familie.

Abirs Lebensmittelpunkt sind nun die Kinder, die sie mit Leidenschaft verwöhnt. Zusätzlich hilft sie in der Praxis eines befreundeten Allgemeinmediziners aus und leitet Gesprächskreise an der Volkshochschule, wo sie unter dem Titel „Mama weiß Bescheid“ arabisch sprechende Flüchtlingsfrauen betreut. Sie gibt den Frauen Unterstützung und Informationen zum Leben in der neuen Gesellschaft, zeigt Wege zu Ansprechpartnerinnen und Institutionen auf, hilft beim Ausfüllen von Formularen und begleitet einzelne Frauen zu Behörden oder Gesprächen, die für die Flüchtlinge zu führen sind. Selbst niederschweligen Deutschunterricht erteilt Abir in diesen Gesprächskreisen, damit die Frauen in der Lage sind, mit ihren Kindern zum Arzt zu gehen und etwas zu Schnupfen, Husten oder Bauchweh sagen können.

1996 besuchen sie zum ersten Mal die alte Heimat im Libanon. Der geliebte Opa ist inzwischen gestorben, aber die Oma, eine Tante und Onkel sowie eine Tante mit ihren Kindern leben noch. Nichts von dem, was seinerzeit zurückgelassen wurde, ist noch vorhanden. Es wird den Besuchern aus Solingen klar, dass nichts mehr von ihrem alten Leben übrig geblieben ist. 2006 reist die junge Familie mit den zwei Kindern ein zweites Mal in den Libanon. Sie wollen zwei Monate dort bleiben, um sich noch ein-

mal in die alte Heimat und die Menschen dort einzufühlen. Nach vier Tagen fallen wieder Bomben, sie geraten in Panik. Sie wissen, dass sie in Deutschland ihr Zuhause haben und wollen nicht wieder alles verlieren. Sie flüchten nach Syrien und suchen dort, da sie inzwischen die deutsche Staatsangehörigkeit haben, die deutsche Botschaft auf, die ihnen Hilfe bei der Rückkehr nach Deutschland gewährt.

Abir ist sich ganz sicher, dass sie zu Deutschland gehört und in Solingen ihr Zuhause hat. Sie liebt Solingen und lebt gern hier. Sie kann es nicht vertragen, wenn andere schlecht über ihre „Heimatstadt“ sprechen. Es zieht sie nichts mehr in den Libanon. „Ich käme mit den Libanesen auch gar nicht mehr zurecht. Dort herrscht keine Pünktlichkeit, alles ist so unverbindlich“ beschwert sie sich „ziemlich deutsch“.

1997 erhält Abir ihre Einbürgerungsurkunde und den deutschen Pass.

Blickt die junge Frau auf ihren langen Weg ins Heute zurück, drängen sich positive wie negative Erfahrungen in die Erinnerung.

Ablehnung und ungleiche Behandlung sind eine Seite. „Die Behörden haben es uns schwer gemacht. Wir haben immer versucht, unser Bestes zu tun, um reinzukommen in die Gesellschaft. Wir wollten leben wie die Europäer. In der Zeit, in der wir nicht Deutsch sprachen, gab es keine Hilfen, keine Übersetzer, wir fühlten uns nicht anerkannt. Als Kinder fragten wir uns oft, warum haben die Eltern uns hierher gebracht? Für uns ist hier alles verboten. Wann können wir wieder zurück? Bei Warteschlangen und Nachfragen, wann man denn endlich dran sei, heißt es, ‚erst kommen die Deutschen dran‘. Selbst als ich schon Deutsche bin und ich auf diese Bemerkungen mit dem Hinweis auf meinen deutschen Pass reagiere, höre ich die abgewandelte Bemerkung, ‚erst kommen die echten Deutschen dran‘.“

Die andere Seite: der Traum, Medizin zu studieren. Er erfüllt sich etwas anders. Abir macht eine Ausbildung zur Heilpraktikerin und hat eine kleine Praxis in Solingen-Höhscheid. Ihr Schwerpunkt ist Akkupunktur, aber auch andere Elemente aus der Traditionellen Chinesischen Medizin.

Abir ist eine optimistische Frau mit einer ansteckenden Fröhlichkeit. Getrübt wird ihre Fröhlichkeit durch Gefühle von Traurigkeit und Wehmut, die sie ab und zu überkommen. „Ich habe eigentlich keine richtige Kindheit haben dürfen. In Beirut war Krieg, es gab kein unbeschwertes Spielen. Ich hätte so gern mal mit Puppen gespielt, aber immer musste ich Aufgaben übernehmen. Ich war für so viel Verantwortung eigentlich zu jung und es hält sich bei mir eine Sehnsucht nach einer gewissen Leichtigkeit. Daher Sorge ich jetzt dafür, dass meine Kinder unbekümmert heranwachsen.“

Schnell kommt das fröhliche Selbstbewusstsein wieder zurück: „Eigentlich habe ich ja was erreicht. Es ist nicht unbedingt das, was ich wollte, aber es ist gut so – ich fühle mich akzeptiert, erhalte Rückmeldung aufgrund meiner Tätigkeiten - das tut mir gut.“

P.S. Kaffeesatzlesen ist nicht Abirs „Ding“. „Man kann damit verunsichern oder falsche Hoffnungen wecken. Es sind ja nur Andeutungen.“ Für mich hat sie eine Ausnahme gemacht.



„Ich bin keine Sitzfrau“, sagt Bati und will damit zum Ausdruck bringen, dass sie einfach nicht untätig zu Hause bleiben kann. Eine in Deutschland gebräuchliche Redewendung – „abwarten und Tee trinken“ – ist auf die junge Frau nicht anwendbar. Wenn ein eingeschlagener Weg die Sicht auf das Ziel verstellt, wird eine andere Route genommen; wenn eine Situation sich als ausweglos erweist, gibt es eine Kehrtwendung und die Suche nach experimentellen neuen Situationen; wenn die politische Lage im Heimatland die Zukunft verstellt, verlässt man dieses Land.

Bati kommt aus Äthiopien und lebt seit 1993 in Deutschland mit ihren zwei Söhnen, die 1996 und 2002 in Solingen zur Welt gekommen sind. Ihr gesamtes Leben ist geprägt von dieser Art Unruhe, immer schon will sie ihr Leben selbstverantwortlich in die Hand nehmen und gestalten – als Schülerin, als Studentin in Addis Abeba, als Zuwanderin in Deutschland, als Bürgerin der Bundesrepublik Deutschland. Und es gelingt ihr. Ihr Lebensweg ist holprig und reich an Entbehrungen, doch nimmt sie jede Gelegenheit wahr zu arbeiten und für sich selbst zu sorgen. Heute ist sie Tagesmutter in einer geräumigen Wohnung und betreut vier quirlige Kleinkinder zwischen 8 Monaten und 3 Jahren.

Bati spricht Amharisch, die Amts- und Verkehrssprache Äthiopiens, und Tigrinya, die Sprache Eritreas. Aufgrund ihrer sehr guten Deutschkenntnisse gehört sie zu den Übersetzerinnen für Amharisch und Tigrinya des mobilen Übersetzungsbüros der Stadt Solingen.

Geboren wird Bati 1970 in Addis Abeba. Ihr Vater stirbt 1980, die Mutter 1987. Außer einer Tante gibt es keine Verwandten, sie ist mittellos.

Äthiopien zählt zu den ärmsten Ländern der Welt. Zur Zeit des Kaiserreichs Abessinien war das Land auch unter dem Namen Abessinien bekannt. Es ist der zehntgrößte Staat in Afrika und rund dreimal so groß wie Deutschland. Darüber hinaus ist Äthiopien der bevölkerungsreichste Binnenstaat der Welt sowie ein Vielvölkerstaat.

Anfang des 4. Jahrhunderts verbreitete sich das Christentum in Äthiopien. Das äthiopisch-orthodoxe Christentum ist die historisch bedeutsamste Religion des Landes. Zu den wichtigsten Glaubensgemeinschaften zählen weiterhin die sunnitischen Muslime und verschiedene äthiopisch-evangelische Kirchen. Die Anhänger von traditionellen Religionen, Katholiken und Juden bilden kleine Minderheiten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg modernisierte Kaiser Haile Selassie das Land teilweise. 1974 ging das mehr als 800-jährige Kaiserreich unter. Nach einem Bürgerkrieg kam im Jahr 1991 die Rebellenallianz EPRDF an die Macht. Sie hat sich seitdem als Regierungspartei etabliert und regiert unter einem föderalen System weitgehend autoritär. Das föderale System wurde zunächst als Übergangsregierung installiert, nachdem die Demokratische Volksrepublik Äthiopien für abgeschafft erklärt wurde. Im Jahre 1995 wurde an die Stelle der Übergangsregierung eine neue Staatsform errichtet, die Bundesrepublik Äthiopien.

1993 wurde Eritrea wieder von Äthiopien unabhängig. Zuvor war das Land ab 1961 als Provinz dem Kaiserreich von Haile Selassie eingegliedert.

Zwischen den zahlreichen ethnischen Gruppen Äthiopiens kommt es immer wieder zu bewaffneten Konflikten um Landnutzungsrechte und Rechtsstreitigkeiten. Die Verbreitung von Waffen reicht zurück bis in den Bürgerkrieg und erklärt, warum immer wieder bei Auseinandersetzungen von Waffen Gebrauch gemacht wird.

Und das erklärt auch, warum Bati sich 1993 entschließt, ihr Heimatland zu verlassen. Es ist noch die Zeit der Übergangsregierung. Die junge Frau hat ihre Schulausbildung mit Abitur abgeschlossen und möchte an der Universität in Addis Abeba Jura studieren. Niemand hat einen Überblick über die politische Lage oder über die Aussicht auf ruhigere Zeiten. An den Universitäten herrschen Unruhen, es werden Menschen erschossen, alles ist überschattet von einem undefinierbaren Gefühl der Angst, das auch Bati erfasst.

Sie entschließt sich, ihre Heimat zu verlassen und beantragt ein Visum. Das ist der reguläre Weg, der als offizielles Amtsverfahren zermürbend lange dauert. In Äthiopien gibt es nur ein Beschleunigungsmittel: Geld. Die junge Frau bespricht sich mit der einzigen Verwandten, ihrer Tante, die ihr finanzielle Unterstützung für das Visum zusagt. Sie bezahlen einen Schlepper, der den gewünschten Pass besorgt – ein übliches Verfahren.

Im Frühjahr 1993 besteigt Bati ein Flugzeug von Addis Abeba nach Frankfurt in eine ungewisse Zukunft. Bei der Passkontrolle wird ihr schöner neuer Pass gleich wieder eingezogen, und ohne Papiere kann sie nur eines tun: einen Asylantrag stellen. So gelangt sie zuerst in ein Aufnahmelager in Schwalbach im Taunus, von dort geht es weiter in eine Unterkunft in Köln. Danach wird die Alleinreisende Solingen zugeteilt, wo sie in den Räumen an der Martin-Luther-Straße auf die Entscheidung über ihren Asylantrag wartet.

Inzwischen ist es 1994 geworden. Mit einer ebenfalls in der Solinger Unterkunft lebenden Äthiopierin kann die junge Frau eine Regelschule besuchen, um die Sprache zu erlernen. Geregelter Integrationskurse zum Spracherwerb gibt es zu dieser Zeit noch nicht, so dass der Schulbesuch nicht zum gewünschten Erfolg führt.

Auch geringe Sprachkenntnisse wollen ausprobiert und geübt werden. Die beiden Freundinnen beschließen, auf die hier lebenden Menschen zuzugehen. Sie besuchen Cafés und Treffpunkte und versuchen, in Gespräche zu kommen. Bei einer dieser Gelegenheiten lernt Bati einen jungen Solinger kennen, der sich sehr für die hübsche Äthiopierin interessiert. Sie zögert, die ihr anvertraute Telefonnummer des noch Fremden zu nutzen, bis die beiden sich zufällig wieder begegnen.

Bald umgibt sie der Zauber einer jungen Verliebtheit und nach einigen Wochen ziehen sie in eine gemeinsame Wohnung nach Gräfrath. Bati ist etwas irritiert, aber auch amüsiert über die Äußerlichkeiten ihrer Beziehung: Sie hat nun einen „Weißen“ zum Freund.

Es vergehen kaum vier Wochen, da findet sich ein amtliches Schreiben im Briefkasten, das die junge Frau nicht so recht versteht. Ihr Freund liest für sie und muss ihr erklären, dass dies die Ablehnung ihres Asylantrages ist. Sie hat nun eine Frist von drei Monaten, bis sie Deutschland verlassen muss.

Auf Anraten einer älteren Äthiopierin, mit der Bati die Situation bespricht, nimmt sie sich einen Anwalt. Doch sieht auch er keine Möglichkeit, begründete Einwände gegen die Ablehnung ihres Asylantrages vorzubringen. Allerdings deutet ihr Anwalt an, dass es einen Weg gebe, um in Deutschland zu bleiben: die Heirat mit einem Deutschen.

Der junge Solinger will seine geliebte Freundin nicht verlieren und macht ihr sofort einen Heiratsantrag. Doch die junge Frau hat erhebliche Bedenken, sich auch rechtlich so eng zu binden. Schließlich kennen sie sich noch nicht lange genug, um sicher zu sein, eine so tiefgreifende Entscheidung zu treffen. Die beiden sind sich in vielen Hinsichten unbekannt.

Jetzt greift die Familie des jungen Solingers ein. Sie befürworten die Verbindung und nehmen Bati herzlich auf. Hier sind auch Ort und Umgebung, wo sie gut Deutsch lernt und übt, ein offizieller Sprachkurs erfolgt erst Jahre später.

Das junge Paar heiratet 1995, und Bati, wie schon erwähnt keine „Sitzfrau“, überlegt nicht lange, um zum Lebensunterhalt beizutragen. Bis zur Geburt des ersten Sohnes 1996 arbeitet sie in einer Fabrik im Verpackungsbereich. Im Jahre 2002 kommt ein zweiter Sohn zur Welt.

Die Geburt des ersten Kindes ist für Bati nicht nur ein großes Ereignis. Das Baby ist auch die Lösung eines tief im Innern schlummernden Identitätsproblems und die Antwort auf die nicht gestellte Fra-

ge: Wo gehöre ich hin? Die junge Mutter empfindet eine sich aufdrängende Gewissheit – jetzt bin ich angekommen. Hier gehöre ich hin, hier habe ich Verantwortung. Das ist ein neuer und überzeugender Grund, den Zufallsort Solingen zur Heimat zu machen. Nicht nur zu machen, sondern es so zu empfinden. „Solingen ist meine zweite Heimat. Ich will an keinen anderen Ort“. So folgt nach einigen Jahren auch ihre Einbürgerung.

Nach 12 Jahren zerbricht die Ehe. Die junge Frau zieht mit den Kindern ein paar Häuser weiter in eine eigene Wohnung. Im Laufe der Jahre haben sich über die Kinder im Ortsteil Gräfrath viele Kontakte und Freundschaften ergeben. Man hat die temperamentvolle Äthiopierin gern. In ihrer anpackenden Art nimmt sie nun wieder das eigene Leben in die Hand und ergreift jede Gelegenheit, sich ihr bietende Arbeiten anzunehmen: als Mini-Jobberin putzt sie, arbeitet längere Zeit als Zimmermädchen in einem Hotel, später halbe Tage im Lager einer Firma für Motorrad- und Autoteile. Als das Jobcenter sie mit einer Schulung für Bewerbungsschreiben und Bewerbungsgespräche fördern will, versucht sie, Schulung, Arbeit und Kinder mit großem Organisationstalent zu vereinbaren. Das kostet Kraft, die sie nicht nur aus ihrem Glauben schöpft. Es begegnen ihr auch immer wieder deutsche Frauen, die ihr freundschaftlich zur Seite stehen. Das stärkt.

Als sie ihre Zukunft bedenkt und gefragt wird, was sie denn gerne machen möchte, träumt die junge Frau davon, etwas mit Kindern zu machen. So schließt sich nach der ersten Schulung eine weitere zur Tagesmutter an. Die 9-10 Monate lange Ausbildung ist abends und am Samstag – und wieder heißt es lernen und arbeiten und die Kinder nicht zu kurz kommen zu lassen. Über ihre vielen Kontakte erfährt sie Zuspruch und schon einige Anfragen nach Betreuung: Sag Bescheid, wenn du fertig bist, dann bringe ich dir meine Kinder.

2010 registriert das Jugendamt Bati als Tagesmutter für die sogenannte U-3-Betreuung. Und die angekündigten kleinen „Kunden“ ziehen zügig ein. Für ihre derzeit betreuten vier Kinder zwischen 8 Monaten und 3 Jahren ist ein ansprechendes Spielzimmer eingerichtet, in dem sie toben und krabbeln. Alle haben eine Schlafgelegenheit und Tagesmutter Bati fühlt sich gut ausgefüllt durch ihre quirlige Bande.

Doch Tagesmutter bleibt nicht der einzige Beruf der jungen Frau. Ihr fließend gutes Deutsch machen sie zu einer gefragten Übersetzerin. Es beginnt 2009 mit kleinen Hilfsübersetzungen. Die Nachfrage wächst und bald gehört sie zum mobilen Übersetzungsbüro der Stadt Solingen, wie eingangs erwähnt. Auch privat sind ihre Übersetzungsdienste gefragt. In einem Heim, in dem Jugendliche aus Eritrea überwiegend allein ohne ihre Familien leben, hilft Bati den jungen Leuten, hier mit Formularen und Lebensfragen zurecht zu kommen.

Ein besonderes Glück empfindet die junge Frau, als es ab September 2015 in Solingen möglich ist, Gottesdienste ihrer Glaubensrichtung zu feiern. Bati ist orthodoxe Christin und musste bisher an entfernt gelegene Orte Nordrhein-Westfalens reisen, um Gottesdienste ihrer Religionsgemeinschaft zu besuchen. Nun hat die evangelische Luther-Kirche an der Kölner Straße die eritreisch-orthodoxen Christen und ihren Priester als Gäste in Kirche und Gemeindehaus aufgenommen. Dort treffen sich die Gläubigen jeden Sonntag für mehrere Stunden, früh ab 6 Uhr können sie einige Zeit in der Kirche feiern, bis der Gottesdienst der Luther-Kirchler beginnt. Dann ziehen sie ins Gemeindehaus und feiern weiter. Es ist üblich, zum Gottesdienst in der Kleidung der Tradition zu erscheinen. Bati zeigt ihre hübschen langen Kleider und man bekommt eine Ahnung von der Feierlichkeit des Sonntags. „Wir fallen damit auf in Solingen. Man wird neugierig angeguckt“, aber das macht ihr nichts. Sie ist stolz auf ihre Tradition. Mit ihrer anpackenden Art übernimmt sie auch in und um die Kirche herum viele Aufgaben. Mit ihren Sprachkenntnissen muss sie z.B. eritreische Glaubensbrüder und –schwestern anleiten, die Spülmaschine im Gemeindehaus richtig zu bedienen oder sie erklärt, wie die so geheimnisvolle Kaffeemaschine funktioniert. Und immer, wenn in der Organisation etwas nicht rund läuft, packt sie einfach zu.

Batis gewachsene Liebe zu ihrer neuen Heimat Solingen und die damit verbundene erfolgreiche Integration eröffnen den Blick auf Mechanismen gelingenden Heimischfühlens.

Die Möglichkeit, in Solingen Gottesdienste gemäß der Ursprungstradition in Muttersprache und hei-

mischer Kleidung zu feiern, hat bei der jungen Frau aus Äthiopien das Gefühl für die deutsche Heimat gestärkt. Das klingt oberflächlich betrachtet widersprüchlich. Doch das so andere Land Deutschland, die andere Sprache, fremde Sitten und Gebräuche, wollen ihr nichts nehmen und auch nichts anderes an Stelle ihres „Seelenheils“ erzwingen. Das macht es leichter, die neue Kultur in das eigene Geworden-sein einzubeziehen. Und die gastgebende Luther-Kirche öffnet sich weit für die Bedürfnisse von Gläubigen, die ihren Glauben anders praktizieren als sie selbst. Eine Wechselwirkung, die segensreich ist.

Doch den Glauben praktizieren zu können und mithin einen Teil der Tradition beizubehalten ist nicht die einzige Sicht auf Batis erfolgreiche Beheimatung. Die junge Frau hat keine weiße Hautfarbe und ebenso haben ihre Söhne sichtbar gemischte Wurzeln. Bati ist sich daher auch ihrer räumlichen Herkunft bewusst und den Traditionen des Herkunftslandes. Sie will all das in das Leben hier einbeziehen und reist deshalb mit ihren Kindern nach Äthiopien. Sie sollen wissen, wo ein Teil ihrer Wurzeln ist und die Menschen in Äthiopien und das Land selbst kennen lernen, um ihre eigene Identitätsfindung abzurunden.

Bati kann sich nicht vorstellen, an einem anderen Ort zu leben als in Solingen. Und sie hat einen Appell an die neu Zuwandernden: „Bleibt in eurer Freizeit nicht untereinander! Geht unter die Menschen, spricht mit ihnen, übernehmt Aufgaben und Verantwortung, denn Sprache und Kontakte sind der Schlüssel dafür, sich auch in einem fremden Land zu Hause zu fühlen.“

Denada hat noch viel vor. Die zweifache Mutter studiert an der Hochschule in Düsseldorf Betriebswirtschaftslehre mit der Ausrichtung „International Management“. Durchstarten will die gebürtige Albanerin im Wintersemester 2017/18. „Anfang 2017 ist mein Schwiegervater im Kosovo gestorben. Da musste ich mein Studium hintanstellen.“ Die 35-Jährige spricht akzentfreies Deutsch. Sie betont: „Das war mir schon in der Schule ganz wichtig. Dass ich die Sprache so gut spreche, dass man nicht heraus hört, wo ich herkomme.“

Denada war 12 Jahre alt, als sie Weihnachten 1993 mit ihrer Mutter und ihrer vier Jahre jüngeren Schwester in Frankfurt auf dem Flughafen landete. Dass sie als Kind Privatunterricht in Italienisch bekommen hatte, half in dem Flughafen-Wirrwarr. „Ich konnte mich so durchfragen, und wir haben meinen Onkel, der uns erwartet hat, schließlich auch gefunden.“ Eingereist war die Mutter mit ihren beiden Töchtern mit Touristen-Visa.

Aufgewachsen ist Denada in Albanien, in der Hafenstadt Durres. Ihr Vater arbeitete als Fernfahrer und wurde 1991 an der Grenze von Soldaten erschossen. „Bis heute ist nicht wirklich aufgeklärt, was dort passiert ist und was der Anlass für die Schüsse war“, erklärt Denada. Und dann wurde die Situation in Albanien immer unsicherer. „Das war der Moment, als meine Mutter Zuflucht und eine Perspektive in Deutschland gesucht hat.“ Vom Flughafen in Frankfurt aus brachte sie der Onkel zuerst einmal nach Herne in eine Flüchtlingsunterkunft. „Dort blieben wir fünf Tage und kamen dann in eine Flüchtlingsaufnahmestation, wo wir registriert wurden und meine Mutter Asyl beantragt hatte. Nach einem halben Jahr holte sie auch die beiden weiteren Geschwister, ein Zwillingspärchen, nach Deutschland. Es dauerte fast zwei Jahre, bis sie in Herne mit ihren vier Kindern eine Wohnung beziehen konnte. „Noch in der Flüchtlingsunterkunft wurde ich in Herne ins zweite Halbjahr der sechsten Klasse eingeschult“, sagt Denada. „Ich war sehr offen und wissbegierig und habe alles wie ein Schwamm aufgesogen.“ Auf der Hauptschule habe sie Freundinnen gefunden. „Sie haben mir auch sehr geholfen. Ich wollte von Anfang an jedes Wort richtig aussprechen.“ Den Hauptschulabschluss bestand sie mit Qualifikation. „Ich habe mich dann selbstständig mit meinen Freundinnen an der Gesamtschule angemeldet, um das Abitur zu machen.“

Für ihre Mutter war sie als Älteste die große Stütze. „Zurückblickend weiß ich, dass ich große Verantwortung als Kind übertragen bekommen habe, aber das hat mich auch stark und sehr früh selbstständig gemacht.“ Die Mutter habe eher Angst empfunden, sich beklemmt gefühlt. „Ihre Sprachbarrieren waren so groß, dass ich sie auch zum Sozialamt begleitet habe“, erinnert sie sich. Und in der Flüchtlingsunterkunft hätten sie mit anderen zusammengelebt. „Wir sollten uns nach der Schule in den Zimmern aufhalten.“ Auch ihre Mutter habe Abitur gemacht, sei dann aber arbeiten gegangen und habe in einer Kunststoffabrik Flip Flops hergestellt.

Nach dem Abitur hat Denada ihren Mann kennengelernt, einen Kosovaren. „Er sprach die gleiche Sprache, mit einem anderen Dialekt“, erinnert sie sich. „Wir sind schnell zusammengezogen.“ 2003 ist ihre erste Tochter zur Welt gekommen. „Wir haben in Bochum gelebt. Mein Mann hat aber in Solingen gearbeitet, in einer Maschinenschleiffabrik als Maschinenführer und Programmierer.“ Im September 2008 kam ihre zweite Tochter zur Welt. „Sie war neun Monate alt, als wir nach Solingen gezogen sind.“ Seit vier Jahren leben sie in einem ehemaligen Küsterhaus in Wald. Als ihre erste Tochter in den Kin-



dergarten gekommen ist, hat sie eine Berufsausbildung zur Bürokauffrau gemacht. „Die habe ich sechs Monate nach der Entbindung meiner zweiten Tochter abgeschlossen.“ In dieser Zeit habe sie kaum Raum gehabt, um nachzudenken. Ihre älteste Tochter besucht das Humboldtgymnasium. Die zweite soll dort auch angemeldet werden.

Die Familie macht jeden Sommer Urlaub. „Albanien ist ein sehr preiswertes Land“, erklärt sie. „In Albanien lernen die Kinder auch Albanisch zu sprechen“, sagt sie. „Meine Mutter hat eine Eigentumswohnung.“ Durres liegt etwa 40 Kilometer von Tirana entfernt. „Albanien wird für mich immer ein Ziel sein“, sagt sie. „Mein Vater liegt dort begraben.“



Der nächste Schritt ist für Fariha ihre Einbürgerung. „Immerhin habe ich jetzt eine Niederlassungserlaubnis und muss nicht alle paar Monate zum Ausländeramt gehen.“ Fariha ist 33 Jahre alt. Sie hat Sozialwissenschaften studiert und arbeitet seit 2011 bei der Arbeiterwohlfahrt in Solingen – im „Fluchtpunkt“ an der Konrad-Adenauer-Straße. Sie ist mit einer halben festen Stelle Fachbereichsleiterin geworden. Die andere halbe Stelle wird durch Bundesmittel finanziert. Fariha führt damit ihre Arbeit als Beraterin für Flüchtlinge weiter. „Das war genau die Herausforderung, die ich noch einmal brauchte.“

Im Mai vor 30 Jahren ist Fariha als Dreijährige nach Solingen gekommen – aus einem Aufnahmelager in Essen. Mit ihren Eltern und ihren vier Geschwistern hat sie zuerst am Spielbruch gelebt, dann in der Flüchtlingsunterkunft am Weyersberg, bis die Familie eine eigene Wohnung bezogen hat.

Die Geschichte von Farihas Familie ist bis heute schwierig.

Alle in Solingen lebenden Familienmitglieder haben nur eine befristete Aufenthaltserlaubnis. „Meine Mutter muss jedes halbe Jahr zum Amt, um sich eine neue Aufenthaltserlaubnis zu holen, meine drei Brüder alle drei Monate. „Das hat sich inzwischen in die dritte Generation vererbt, auch die Kinder meines Bruders bekommen alle drei Monate einen neuen Stempel.“ Ein weiterer Bruder und eine Schwester haben eine Aufenthaltserlaubnis für ein Jahr.

Das alles hat einen Hintergrund: „Meine Familie stammt aus dem Libanon, doch mein Vater ist mit uns über die Türkei geflohen und mit gefälschten Papieren als türkische Staatsbürger eingereist.“ Das habe die Situation für ihre ganze Familie so schwierig gemacht. Immer wieder sollten wir abgeschoben werden. Ihre Mutter leide sehr unter der Situation. Erst Recht seitdem der Vater gestorben ist und ihr und ihren Geschwistern auch die Wohnung nach 20 Jahren wegen Eigenbedarfs gekündigt wurde. „In der neuen Wohnung fühlt sie sich nicht wohl. Am besten, sie hätte einen kleinen Garten zu versorgen, wo auch noch Platz für Hühner ist.“

Fariha trägt ein Kopftuch. „Die Kraft, um das alles zu überstehen, habe ich im Glauben gefunden“, erzählt sie. „Während des Studiums habe ich mich immer intensiver damit beschäftigt.“ Auch sie habe Momente erlebt, an denen sie nicht mehr konnte und sich gefragt hat, was das alles soll. „Doch es hat immer wieder eine Lösung gegeben, ich habe nie wirklich aufgehört zu kämpfen.“ Geholfen haben ihr auch ihre Freunde und ihr starkes soziales Umfeld. „Ein Professor an der Uni hatte meine Situation mitbekommen und mich mit Menschen in Kontakt gebracht, die sich für Flüchtlinge und gegen Abschiebung einsetzen.“ So habe sie über die Duisburger Szene Düsseldorf kennengelernt und am Ende sogar Solinger: Judith und Thomas, Rina und Peter. Sie selbst wohnt inzwischen in Wuppertal. „Ich bin mit Freunden in eine Wohngemeinschaft auf den Ölberg gezogen.“

Nach dem Fachabitur im Sommer 2003 am Mildred-Scheel-Berufskolleg hat Fariha im Wintersemester ihr Studium der Sozialwissenschaften begonnen. Im Februar 2009 hat sie ihr Diplom gemacht. „Ich bekam das Angebot zu promovieren, habe mich dann aber erst einmal entschieden, praktisch zu arbeiten.“ Das macht sie bis heute sehr gerne.

Bei den Grünen ist sie nach wie vor im Vorstand aktiv. „Die Sprecherinnen-Position habe ich aber vor einem Jahr aus persönlichen Gründen abgegeben.“



„Wer bist du? Was macht dich aus? Wohin gehörst du? Was bestimmt mich, bewusst oder unbewusst?“ Diese Fragen bedrängen Rahat, eine junge Frau, die mit fünf Jahren aus Pakistan nach Deutschland gekommen ist. Sie hat bis heute viel erreicht, viel gelernt, fühlt sich voll integriert, ist seit 2015 deutsche Staatsangehörige und lebt mit Ehemann und zwei Kindern in Solingen.

Dennoch stellt sich ihr am Ende des ihres Weges nach und in Deutschland die Frage: „Wer bist du eigentlich?“ In den Jahren des Ringens mit den Behörden war keine Gelegenheit für derartiges Nachdenken. Es geht Rahat um tiefste Fragen zu ihrer eigenen Identität – nicht um philosophische Existenzgewissheit oder Erforschung von Persönlichkeitsmerkmalen. Da ist ein kleiner unergründeter Rest, der die junge Frau als offene Frage beunruhigt, obwohl sie sich zurücklehnen könnte, um das Erreichte zu genießen und im Bewusstsein einer erfüllten Gegenwart ihre Kinder heranwachsen zu sehen.

Rahat sucht eine Antwort und fährt zu Beginn des Jahres 2015 für zwei Monate nach Pakistan. Sie möchte herausfinden, ob ihr ein Besuch in ihrem Herkunftsland Gewissheit über ihre Identität verschafft. Sie fährt nach Rabwah, ihrem Geburtsort in der Mitte Pakistans. Sie besucht Familienangehörige, spürt sich ein in das Leben im Lande. Sie lässt Menschen, Sprache und Landschaft auf sich wirken um herauszufinden, wo und als was ihr Platz im Leben ist. Sie findet nichts, was sie in ihr gegenwärtiges Leben mitnehmen möchte. Nach zwei Monaten weiß Rahat: In Pakistan habe ich meine Wurzeln, und die sind in mir. Aber ich gehöre zu Deutschland und will in Solingen leben, Deutschland ist meine Heimat.

Angefangen hat alles am 14. Dezember 1989. Der jüngste Bruder ist gerade drei Tage als, als Rahat mit ihrer Mutter und vier weiteren Geschwistern aus Pakistan kommend am Frankfurter Flughafen landet. Sie sind Muslime und gehören der religiösen Vereinigung der Ahmadiyya an, die in Pakistan verfolgt wird. Sie gelten dort als „Ungläubige“ und es droht Verhaftung mit ungewissem Ausgang. Obwohl die Familie in Glaubensfragen sehr tolerant ist, ist es nicht möglich, ihre Religionsrichtung in Frieden auszuüben. Die ständige Bedrohung der Aufdeckung ihrer Zugehörigkeit und deren Folgen hält die Familie nicht länger aus, sie beschließt wegzugehen. Der Vater ist bereits einige Monate zuvor nach Deutschland gereist. Das Los hat ihn nach Solingen geführt, wo er auf seine Familie wartet.

Was bedeutet die Ahmadiyya-Gemeinschaft?

Sie ist aus dem sunnitischen Islam hervorgegangen und wurde 1889 von Mirsa Ghulam Ahmad aus Kadijan/Punjab gegründet. Er erklärte, ein zur Bestätigung des Korans gekommener neuer Prophet zu sein, aber auch der wiedergekehrte Messias (Jesus) und der Mahdi (ein von der muslimischen Welt erwarteter Glaubenserneuerer). Sein Auftrag: die Vereinigung aller Religionen unter dem Banner des Islam. Die Lehre basiert weiterhin auf dem Koran, der Hadith (dem Propheten Mohammed zugeschriebene Aussprüche und religiöse Vorschriften) und der Sunna, hinzu kommen die Schriften und Offenbarungen von Mirsa Ghulam Ahmad selbst.

Nach seinem Tod 1908 spaltet sich die Gemeinschaft in zwei Richtungen – die kleinere Lahori-Gruppe, die den Gründer Ghulam Ahmad nur als religiösen Reformen anerkennt, und die Kadijani-Gruppe mit Hauptsitz in der durch sie im Jahre 1947 gegründeten Stadt Rabwah. Letztere erkennt Ghulam Ahmad als den zur Bestätigung des Korans gekommenen neuen Propheten an. Seine Nachfolger tragen den Titel „Kalif“. Hauptsitz der Bewegung war ab 1949 die Stadt Rabwah, aus der auch Rahat und ihre

Familie stammen.

Die Alphabetisierung der in Pakistan lebenden männlichen und weiblichen Ahmadis ist mit etwa 100% deutlich höher als im nationalen Durchschnitt, der 54,9% aufweist. Die Ahmadis sind zwar nur knapp 2% der Gesamtbevölkerung, doch die repräsentieren etwa 20% der gebildeten Bevölkerung. Folglich hatten viele Ahmadis hohe Positionen in der Verwaltung und bei den Streitkräften, was wiederum die Missgunst einiger Gruppierungen erregte. Der erste Außenminister Pakistans und der einzige pakistanische Präsident des Internationalen Gerichtshofs, Muhammad Zafrullah Khan, sowie der bislang einzige pakistanische und erste muslimische Nobelpreisträger in Physik, Abdus Salam, waren Mitglieder der Ahmadiyya.

Innerhalb des Weltislam gilt die Ahmadiyya-Bewegung wegen der Proklamation eines Propheten nach Mohammed als häretisch. Sie weicht vom orthodoxen Islam ab und wird 1974 durch eine Konferenz der islamischen Organisationen aus der islamischen Weltgemeinschaft ausgeschlossen. Im gleichen Jahr erklärt ein Parlamentsbeschluss in Pakistan die Ahmadiyya-Bewegung zur nichtislamischen Minderheit. Ihren Mitgliedern ist der Gebrauch islamischer Symbole und Bezeichnungen, z.B. Moschee, verboten. Auch Bilder ihres Kalifen können die Mitglieder nicht aufhängen, da sie als Ahmadi entdeckt und somit verhaftet werden könnten. Die Gemeinschaft steht bereits seit der Staatsgründung 1947 unter starkem innenpolitischen Druck.

In Deutschland hat die Ahmadiyya-Gemeinschaft, die Ahmadiyya Muslim Jamaat (AMJ) ihren Hauptsitz in Frankfurt. Die AMJ ist seit April 2013 die erste muslimische Gemeinde in Deutschland, die als Körperschaft des öffentlichen Rechts anerkannt worden ist. Rahat und ihre Familie treffen sich zum Gebet der Glaubensgemeinschaft in Düsseldorf. Männer und Frauen haben einen eigenen Gebetsraum, generell sind Frauen den Männern gleichgestellt.

Doch zurück zur Ausreise aus Pakistan. Es ist nicht möglich, einfach die Koffer zu packen und zu gehen. Das Land kann nur mittels Schleusern verlassen werden, und das ist teuer. Rahats Großvater väterlicherseits hat sein gesamtes Land verkauft, um der Familie zu Flugtickets zu verhelfen und so die Ausreise zu ermöglichen. Es ist eines der letzten Zeitfenster im Dezember 1989, um das Land zu verlassen. So muss es Rahats Mutter unmittelbar nach der Geburt des fünften Kindes auf sich nehmen, mit der großen Kinderschar allein in Richtung Deutschland zu reisen. Nach Kontakten zum Großvater befragt hat Rahat nur eine Vermutung. „Er ist wohl an Einsamkeit bald verstorben“.

Rahat selbst hat keine Erinnerung mehr an die Reise von Pakistan nach Deutschland. Sie ist zu der Zeit fünf Jahre alt. Die mitreisenden Brüder sind sieben, vier und zwei Jahre alt, eine ältere Schwester bleibt in Pakistan. Für Rahats Mutter muss es eine Strapaze gewesen sein – am 10. Dezember 1989 wird das Baby geboren, am 14. Dezember sitzt sie mit insgesamt fünf Kindern im Flugzeug nach Frankfurt.

Auch die Folgezeit wird zur Belastung, die Rahat nach und nach spürt. Da ist die fremde Sprache, da sind die vielen Geschwister, und der Asylantrag ist gefühlte Jahrzehnte in der Schwebe. Erst im Jahre 2007 erhält Rahat einen pakistanischen Pass mit Visum für Deutschland.

Rahat hat ihre Mutter als überwiegend allein kämpfend mit diesen Schwierigkeiten in Erinnerung. Im Jahre 1993 kommt noch eine kleine Schwester hinzu und fünf Jahre später ein Schicksalsschlag für die Familie – der Vater stirbt im Jahre 1998. Bis heute unterstützen alle Kinder ihre Mutter.

Was es bedeutet, eine Fremde zu sein, wird Rahat spätestens bei ihrer Einschulung 1990 bewusst: Sie spricht kein Wort Deutsch und versteht nicht, was um sie herum geschieht. Die erste Klasse muss sie wiederholen, Hausaufgabenhilfe kann sie zu Hause wegen fehlender Sprachkenntnisse nicht erwarten. Alle Fragen muss sie sich selbst erarbeiten und beantworten. Die deutsche Sprache hat sie einfach so „aufgegriffen“, sie lernt hörend und sehend, sieht viel fern.

Nach fünf harten Grundschuljahren wechselt Rahat zur Hauptschule Mangenberg, geht danach ein Jahr zur Gesamtschule und wechselt nach der 11. Klasse zur Mildred-Scheel-Schule. Die Schulzeit ist immer wieder überschattet von der Angst vor Abschiebung. Sie haben nur den Status der Duldung. So denkt Rahat darüber nach, was sie in ihrem Leben machen möchte. Welcher Beruf könnte nützlich

sein, wenn man noch nicht weiß, in welchem Land man leben wird? Sie macht im Berufskolleg eine Ausbildung zur Sozialhelferin. Als sie nach zwölf Schuljahren die Fachhochschulreife erwirbt, ist sie ihrem Traum, Sozialpädagogik zu studieren, recht nahe gekommen. Er scheitert – sie bekommt keinen Studienplatz.

In all den Jahren ist Rahat bei Behörden, Lehrern, Bezugspersonen in Solingen und einigen Institutionen wegen ihres Fleißes, ihrer Zielstrebigkeit, ihres Einsatzes für ein Leben in Deutschland und ihrer vielen persönlichen Vorsprachen bei Ämtern und Politikern positiv aufgefallen: So erhält sie im Jahre 2006 ein einjähriges Bildungsstipendium der „Start“-Initiative. Voraussetzungen waren gute Noten, soziales Engagement und finanzielle Bedürftigkeit. Über 600 Schüler aus Zuwandererfamilien in Nordrhein-Westfalen haben sich für das Stipendium beworben, 75 wurden ausgewählt, zwei davon aus Solingen. Hauptfinanzierer der Initiative ist die Gemeinnützige Hertie-Stiftung. Die Schüler erhalten einen Computer mit Internetzugang, monatlich 100 Euro Bildungsgeld sowie Beratung und Bildungsseminare.

Rahats Leben in Deutschland ist immer noch ungewiss. Sie sucht weiter nach beruflichen Möglichkeiten, als sich vorsichtig eine Richtung abzeichnet: Die Ausländerbehörde befürwortet, dass Rahat eine dreijährige Ausbildung zur Rechtsanwaltsfachangestellten in Solingen absolviert. Das bedeutet auch, dass ihre Sprachkenntnisse so fortgeschritten sind, dass sie sie um das erforderliche Juristendeutsch erweitern kann. Zu Hause wird weiterhin die Heimatsprache gesprochen. Nebenbei arbeitet Rahat als Dolmetscherin für die offizielle pakistanische Sprache Urdu und das indische Punjabi, engagiert sich ehrenamtlich für Amnesty International.

Im Februar 2015 schließlich erhält Rahat einen deutschen Pass. Sie gibt ihre pakistanische Staatsangehörigkeit ab und wird deutsche Staatsangehörige.

Zuvor gibt es noch Entwicklungen in Rahats Leben, die große Wirkungen entfalten und neue Turbulenzen nach sich ziehen. Wie in Pakistan üblich, wird auch in Deutschland die Gastfreundschaft sehr gepflegt. Eines Tages besucht der Sohn eines befreundeten Ehepaares aus Pakistan die Familie in Solingen. Das war 2009. Auch ihm ist es gelungen, mit Hilfe von Schleusern aus Pakistan auszureisen. Er ist auf der Durchreise nach Belgien zu einem Cousin, um dort Asyl zu beantragen. Man besucht sich wechselseitig, die Beziehung entwickelt sich, und nach einiger Zeit beschließt das Paar zu heiraten.

Die Hochzeit im Jahre 2011 erscheint von außen betrachtet kurios. Sie findet nicht in Deutschland und nicht in Belgien statt, sondern in Pakistan ohne Anwesenheit des Paares. „Wir haben ohne unsere Anwesenheit in Pakistan geheiratet“, berichtet Rahat. Vor einem Imam erscheint ein Onkel als Zeuge und die Eltern des Bräutigams mit dem schriftlichen Eheersuchen, und der Imam vollzieht auf diese Weise die Eheschließung.

Jetzt könnten die frisch Getrauten eigentlich zusammen ziehen, aber – die Eheschließung wird in Deutschland nicht anerkannt. Es hat sich ein Fehler in die Urkunde eingeschlichen. Rahats Geburtsdatum weicht um drei Tage ab vom tatsächlichen Geburtstag, der in Deutschland registriert ist. Der Ehemann muss in Belgien bleiben und darf auch nicht nach Deutschland, als dem Paar im September 2012 eine Tochter geboren wird. Sein Asylverfahren wird in Belgien abgelehnt und sein Aufenthalt ist nunmehr illegal.

Nun werden Anwälte eingeschaltet, die mit der Ausländerbehörde korrespondieren, damit dem Ehemann endlich ein Pass ausgestellt wird und die Familie zusammengeführt werden kann. Um dem Verfahren Nachdruck zu verleihen, beginnt Rahat in einer großen Anwaltskanzlei in Düsseldorf zu arbeiten. Sie führt damit den Nachweis, dass sie in der Lage ist, für die Familie ausreichende Einkünfte zu erzielen, damit der Ehemann nachkommen darf. Das ist ein Kraftakt, denn die Tochter ist noch sehr klein und wird von der Großmutter betreut. Abends hat Rahat wenig Energie, um ihren Mutterpflichten nachzukommen.

Das Verfahren ist erfolgreich. Seit 2014 lebt die junge Familie zusammen in Solingen. Nach absolvierten Integrationskursen kann sich der junge Familienvater in der deutschen Sprache so verständigen,

dass er als Fahrer arbeitet. Im Jahre 2015 wird die Familie durch die Geburt eines Sohnes komplettiert. Rahats Kinder haben die doppelte Staatsbürgerschaft, sie werden mit 21 Jahren die Wahl darüber haben, welchem Staat sie angehören möchten.

„Welche Ereignisse und Erlebnisse haben sich als nachdrücklich und prägend – positiv wie negativ – für dein Leben in Deutschland erwiesen?“ frage ich Rahat. „Den Tod meines Vaters 1998 habe ich als etwas sehr Verunsicherndes in Erinnerung. Ich war ja gerade erst 13/14 Jahre alt und da war irgendwie ein ganz großer Halt weg. Etwas Unwiederbringliches war einfach weg. Damit konnte ich sehr schlecht umgehen“. Und mit das Schönste war, den deutschen Pass zu erhalten. „Ich konnte mich endlich auch rechtlich als dazugehörig empfinden, was mein Gefühl schon lange vorher entschieden hatte.“

„Ablehnung – ja auch das habe ich manchmal gespürt. Meist sind es ältere Menschen, auch in der Nachbarschaft, die kleine Kontakte nicht wahrnehmen und distanziert bleiben. Einmal auch begegnete mir mitten in der Stadt ein Mann, der mir ein „geh weg“ zuzischelte. Das hat mir etwas Angst gemacht, einfach so mit ‚du‘ angeredet zu werden. Ich habe nicht gefragt, wie das gemeint war“.

Rahat und ihre Familie leben gern in Solingen. Sie sind nicht streng gläubig, feiern aber Ramadan, Zuckerfest und Opferfest. Wegen der Kindergartenerfahrungen der Tochter kommt ab 2016 auch etwas Weihnachten als Brauchtum hinzu. Rahat weiß um ihre pakistanischen Wurzeln. Aber in Deutschland fühlt sie sich eingebunden, sie liebt die Möglichkeit der Freiheit, so zu leben, wie man es gern möchte unter Beachtung der Freiheit des anderen.

„Es ist für mich gut gelaufen. Mir sind viele Menschen in Solingen begegnet, die mich begleitet und gefördert haben. Ich habe eine wichtige Bezugsperson bei Amnesty International, und von den vielen, die mir weitergeholfen haben, sind einige meine Freunde geworden. Ich bin glücklich.“ Und nach der Elternzeit wird Rahat das Arbeitsleben wieder aufnehmen.

Sie wirkt selbstbewusst und mitten im Leben stehend, eine gut aussehende junge Frau mit ausdrucksvollem Blick. Ich beobachte Siba eine Weile im Café des Mehrgenerationenhauses, wo sich Frauen des Internationalen Frauen-Zentrums Solingen (IFZS) treffen. Sie begrüßt alle mit herzlicher Umarmung, spricht mit einigen intensiver, lächelt.

Dann wird sie mir vorgestellt. Sie spricht fließend Deutsch, und wir einigen uns rasch auf das „Du“. Siba gehört zu den Flüchtlingsfrauen, die schon vor vielen Jahren aus ihrem Heimatland nach Solingen gekommen und hier heimisch geworden sind. Sie lebt mit ihren drei Söhnen, geboren zwischen 1990 und 1996, in der Innenstadt in einer behindertengerechten Wohnung. Ihr jüngster Sohn ist an den Rollstuhl gefesselt. Sie arbeitet als Haushaltshilfe, gehört in Solingen zu den Stadtteilfrauen und betreut ehrenamtlich Flüchtlinge. Siba ist bereit, ihre Geschichte zu erzählen.

Als wir uns treffen, erlebe ich eine Überraschung. Siba trägt ihre Geschichte tief in ihrem Innern. Sie hat sich entschlossen, das tief Verborgene, über das sie noch nie gesprochen hat, herauszulassen. Die Tür, die sich nun öffnet, zeigt einen anderen Menschen als den, den der erste Eindruck vermuten lässt. „Bis zum Jahre 2008 habe ich noch nie Gefühle gespürt“, beschreibt sie ihr bis dahin gelebtes Leben. „Ich kannte nur Hass – Hass auf meinen Vater, der mich so früh verheiratet hat, Hass auf den sehr viel älteren Ehemann und auf das, was er mir alles angetan hat“.

Wir gehen zurück dahin, wo alles beginnt:

Siba wird 1976 in Herat in Afghanistan geboren. Ihre Familie gehört zur Volksgruppe der Paschtunen, sie sind Muslime. In Afghanistan sind fast alle Menschen Muslime, nur fünf Prozent gehören einer anderen Religion an.

Herat ist die zweitgrößte Stadt des Landes nach Kabul mit 477.500 Einwohnern. Sie liegt im westlichen Afghanistan im Tal des Hari Rud. Der Großteil der Bewohner sind Tadschiken.

Im Jahre 2001 beginnt die jüngste Phase des seit 1978 andauernden afghanischen Konflikts, die mit der US-geführten Intervention im Herbst eingeleitet wurde. Ziel ist es, die seit 1996 herrschende Taliban-Regierung zu stürzen und die Terrororganisation al-Qaida zu bekämpfen. Al-Qaida wird verantwortlich gemacht für die Anschläge vom 11. September 2001 in New York. Nach Eroberung der Hauptstadt Kabul und der Provinzhauptstädte Kandahar und Kunduz wird eine Interimsregierung unter Präsident Hamid Karzai eingesetzt. Seit 2003 ist die afghanische Zentralregierung zunehmend Angriffen durch Guerilla-Truppen, oft als Neo-Taliban bezeichnet, ausgesetzt. Das führt zur Erweiterung des Engagements der International Security Assistance Force (ISAF).

Der Auslöser des Konflikts in Afghanistan im Jahre 1978 ist der Staatsstreich durch die Kommunistische Volkspartei, der einen Aufstand weiter Teile der Bevölkerung nach sich zieht und woraufhin letztlich die Talibanbewegung die Kontrolle über den größten Teil des Landes übernimmt.

Dieser Konflikt ist 1979 Anlass, dass Sibas Familie in den Iran flieht. Da ist Siba drei Jahre alt und geht später dort zur Schule. Als sie verlobt und mit elf Jahren mit einem sehr viel älteren Mann verheiratet wird, hat sie keine Vorstellung von dem, was auf sie zukommt. Sie weigert sich zunächst zu heiraten, aber der Vater lässt nicht mit sich reden und setzt die Eheschließung durch. Die Mutter hat kein Mitspracherecht. Siba ist ihrem zukünftigen Mann früher nie begegnet, kennt ihn nicht, sie ist nicht aufgeklärt, weiß nichts über mögliche Pflichten und das, was sie als Ehefrau zu tun hat – „Absolut



ahnungslos war ich“, sagt sie. Sie hat den Mut, ihrem Ehemann zu sagen, dass sie ihn hasst und dass sie hasst, was er mit ihr macht. Er hat nur Spott übrig – er sei glücklich, so wie er lebt, mehr brauche er nicht – eine einseitige Definition von Glück.

Zur Zeit der Eheschließung ist Siba noch nicht geschlechtsreif. Als die Geschlechtsreife einsetzt, wird sie sofort schwanger und im Jahre 1990 mit 14 Jahren Mutter des ersten Sohnes. Der Ehemann bleibt nach der Geburt des Sohnes noch 20 Tage anwesend, dann geht er wieder nach Amerika, wo er überwiegend lebt. Was er dort macht, weiß Siba bis heute nicht. Nach drei Jahren kommt der Ehemann zurück.

Nachdem sie einige Monate im Iran zusammen leben, geht die kleine Familie nach Pakistan. Das wird die schlimmste Zeit im Leben der jungen Frau. Sie ist erheblicher Gewalt durch ihren Ehemann ausgesetzt, wird geschlagen, bedroht, sogar mit dem Tod („Ich bringe dich um“!). Sie ist völlig allein, spricht nicht Urdu, die Sprache Pakistans. Sie muss alles mitmachen, was ihr Ehemann möchte und entscheidet.

So entscheidet der Ehemann, dass sie zusammen in die USA gehen und die Eheleute begeben sich zum amerikanischen Konsulat. Als 1994 ihr zweiter Sohn geboren wird, möchte Siba aus Angst vor ihrem Mann und der weiter zu erwartenden Gewalt nicht mehr in die USA. Es geschehen Dinge, die Siba nicht versteht und sich nicht erklären kann, denn nun wird vom Konsulat im gleichen Jahr das Visum für die USA erteilt, aber nur für die Eheleute und den jüngeren Sohn, der älteste durfte nicht mit. Siba flieht aus der ehelichen Wohnung zu Nachbarn und bittet um Hilfe. Sie kann sich ein Auto mieten und fährt überstürzt zurück zu ihrer Familie nach Afghanistan. Inzwischen ist der Vater gestorben und Siba erbt den ihr zustehenden Teil des Hauses.

Der Albtraum ist noch nicht zu Ende, denn ihr Ehemann reist ihr nach Afghanistan nach und tut so, als habe er sie vorgeschickt und wolle jetzt nach ihr sehen. Auch von Misshandlungen spricht er nicht. Siba hatte einen schlechten Stand in der Familie. Ihre Mutter hat kein Verständnis dafür, dass sie nur ihre Ruhe haben und in der alten Familie bleiben möchte. Die Mutter entscheidet hart: Eine Ehefrau gehört zu ihrem Ehemann, es ist eine Schande zurückzukehren. Zur damaligen Zeit war eine von der Ehefrau ausgehende Scheidung noch nicht möglich. Eine Frau ist prinzipiell immer eine Hure, wenn sie sich vom Ehemann abwendet. Heute ist Scheidung möglich, doch es herrscht ein großes Ungleichgewicht: Wenn der Mann die Scheidung begehrt, bekommt er sie, ob die Frau das will oder nicht. Wenn die Frau die Scheidung begehrt, kann sie rechtsstaatlich gesehen einen Anwalt ihrer Wahl beauftragen. Eine Scheidung wird dann vor Gericht abgewickelt, die Scheidungswillige muss bezahlen. Gewaltanwendung in der Ehe ist zwar ein Scheidungsgrund, aber in der Regel steht dann Aussage gegen Aussage.

Von den Neuerungen im afghanischen Scheidungsrecht ist den meisten weiblichen Bürgern nichts bekannt. Sie können entweder nicht lesen oder haben keinen Zugang zu allgemeinen Nachrichten. Das klassische islamische Recht gewährt dem Mann das einseitige Verstoßungsrecht ohne Angabe von Gründen.

Siba muss bei ihrem Mann bleiben und wird wieder schwanger. 1996 kommt der dritte Sohn zur Welt, da ist die junge Mutter gerade 20 Jahre alt. Der Ehemann geht nach zwei bis drei Monaten wieder weg und Siba kann nur bei der Mutter leben. Auf sich allein gestellt kann sie sich und die Familie nicht unterhalten. Immer wenn der Ehemann weg ist, zahlt er auch keinen Unterhalt. Siba arbeitet zur Verbesserung des Lebensunterhaltes als Näherin.

Nach ungefähr fünf Jahren taucht der Ehemann wieder auf und geht mit der Familie noch einmal in den Iran. Hier kommt ein Bruder des Ehemannes zu Besuch, der in Deutschland in Frankfurt/Main lebt. Die beiden Männer planen wieder für Siba Unabsehbares: Der Ehemann gibt vor, mit der Familie in die USA gehen zu wollen. Dafür müsse Siba ihren Anteil am gerbten väterlichen Haus verkaufen, um für sich die Reise zu finanzieren. Der Schwager habe das so organisiert, dass sie mit den Kindern von Teheran nach Düsseldorf reisen solle und von dort aus nach Amerika. Das war im Jahre 2003.

Aufgrund ihrer völligen Abhängigkeit hat Siba keine Wahl, doch was sie nun erwartet, erweist sich

als ein nicht vorstellbares Chaos, an dessen Ende sich schließlich eine Wende ankündigt.

Es geht nach Düsseldorf, Siba hat einen Pass, in dem die beiden jüngeren Kinder eingetragen sind, der ältere hatte einen eigenen Pass. Was Siba nicht weiß: Ihr Pass ist gefälscht, nur ihr Foto ist echt. Das war zunächst nicht aufgefallen und Siba verlässt den Transferbereich, merkt aber dann, dass der älteste Sohn fehlt und läuft zurück. Die Polizei hatte die Mutter von dem ältesten Kind wegen der unterschiedlichen Ausweispapiere getrennt. Siba muss vom Ankunftstag an, einem Samstag, bis zum folgenden Montag im Transferbereich des Düsseldorfer Flughafens bleiben. Man kann sich kaum vorstellen, wie die Unsicherheit und die angespannte Situation der jungen Frau zusetzen: quengelnde Kinder, Angst, Ungewissheit, keine Verständigungsmöglichkeit. Montags erscheinen ein Richter mit einer Mitarbeiterin der Caritas, eine Mitarbeiterin des Jugendamtes und eine Dolmetscherin. Dialog: Warum sind Sie hier? Wo ist ihr Mann? Wir müssen sie wohl zurückschicken. Sie erzählt arglos, was sie von ihrem Ehemann und seinem Bruder weiß, dass sie von Düsseldorf aus weiter in die USA reisen sollte. Aber nichts trifft zu, sie hat keine gültigen Papiere, keine Ziele, keine Dokumente für eine Weiterreise. Siba verzweifelt und ihr wird „einfach alles egal: ich habe wohl keinen Platz in der Welt - die Familie will mich nicht haben, weil ich zum Ehemann gehöre. Der Ehemann will mich loswerden und allein in die USA gehen und nur zum Schwängern ab und zu vorbeikommen, es ist mir egal, was passiert.“ In dieser Situation werden Siba und ihre Kinder von Düsseldorf in eine Flüchtlingsunterkunft in der Nähe von Münster gebracht.

Die Zeit der Ungewissheit ist aber immer noch nicht zu Ende, und es ereignet sich noch eine Steigerung der Widrigkeiten. Vom Schwager hat sie ein Mobiltelefon erhalten und in der Flüchtlingsunterkunft besorgt man Siba eine Karte zum Telefonieren. Sie spricht mit dem Schwager, der wieder in Frankfurt ist und ihr sagt, sie solle da bleiben, er käme und brächte etwas von einem Anwalt, das sie unterschreiben müsse. Das wiederum kann sie nicht lesen, unterschreibt aber arglos – es ist eine Erklärung mit dem ungefähren Wortlaut „ich will zurück in die Heimat, meine Kinder bleiben hier“. Sie hat sich mit ihrer Abschiebung einverstanden erklärt.

Nach vier Monaten wird sie mit den Kindern nach Remscheid in eine andere Unterkunft geschickt und begegnet nun einem Glücksfall an großer Unterstützung in der Person einer Mitarbeiterin der Caritas. Mit Hilfe eines Dolmetschers besorgt man Siba einen Rechtsanwalt, der von der Einrichtung bezahlt wird. Sie hat kein Geld, erhält nur Essensgutscheine, was ihr weh tut. Heute wird das anders gehandhabt. Nun hilft man ihr mit dem bereits unterzeichneten Formular über ihre Abschiebung. Sie erhält eine Aufenthaltserlaubnis für sich und alle Kinder, die sie jedoch in kurzen Abständen verlängern lassen muss. 15 Monate später erhält sie eine Daueraufenthaltsgenehmigung für drei Jahre, 2014 erhalten die Kinder die deutsche Staatsangehörigkeit, 2016 wird auch Siba Deutsche. Sie ist dankbar für die persönliche Hilfe, die sie erfahren darf, und kann das gar nicht genug hervorheben.

Zuvor gibt es aber weitere Ereignisse, die ihr Leben nachhaltig beeinflussen in Form eines unerwarteten Schicksalsschlages. Sie ist über die Caritas in Remscheid nach Solingen gekommen und wohnt inzwischen in Höhscheid. In Ohligs besucht sie im Rahmen ihrer Aufenthaltsgenehmigung Deutschkurse – Siba spricht inzwischen fließend und gut. Dann erhält sie eine beängstigende Nachricht: Bei ihrem jüngsten Sohn wird eine schnell fortschreitende lebensbedrohende Erkrankung diagnostiziert, er leidet an Muskeldystrophie Duchenne. Das ist eine muskuläre Erbkrankheit, die sich bereits im Kindesalter bemerkbar macht und von der fast nur Jungen betroffen sind. Das Muskelstrukturprotein Dystrophin wird bei dieser Krankheitsform nicht gebildet, und der Mangel führt mit der Zeit zum Untergang von Muskelfasern und Ersatz durch Fett- oder Bindegewebe. Die Erkrankung beginnt mit einer Schwäche der Becken- und Oberschenkelmuskulatur und schreitet rasch voran. Bald können Betroffene sich nicht mehr ohne Hilfe allein versorgen, Sibas jüngster Sohn sitzt seit 2012 im Rollstuhl. Die Familie zieht um in eine behindertengerechte Wohnung.

Mit Kenntnis der Diagnose wird Siba klar: Sie wird sich immer um ihren Sohn kümmern müssen und kann trotz guter Deutschkenntnisse nicht voll arbeiten gehen. Auch ihre gute Schulbildung im

Iran kann ihr nicht helfen. Sie ist dort 9 Jahre in eine Art Gesamtschule gegangen, die sie auch weiter besucht hat, nachdem sie zwangsverheiratet wurde. Dennoch ist ihr Lebens- und Überlebenswille mit den neuen Komplikationen nicht gebrochen. Über ihre Unterstützerin erhält sie Arbeitsstellen im Haushalt, dort ist sie seit 2011 tätig und kann somit etwas zu ihrem eigenen Unterhalt beitragen.

Mit Hilfe des Anwalts, der ihr bei der drohenden Abschiebung geholfen hat, betreibt Siba nun ihre Scheidung. Das Scheidungsverfahren wird erforderlich, weil auch in Deutschland ihr Ehemann auftaucht wie aus dem Nichts und sich ihrer wie in Afghanistan, Iran und Pakistan „bedienen“ will. Sie hat inzwischen gelernt, dass sie in Deutschland gegen häusliche Gewalt angehen kann und begibt sich mit den Kindern zur Polizei und erstattet Anzeige. Schließlich wird im Jahre 2008 ihre Ehe geschieden, und ein Jahr später erfährt sie, dass ihr Ex-Mann verstorben ist.

Der Bericht über das Verfahren der Anzeige gegen den Ehemann und über das Scheidungsverfahren hört sich so einfach an. Doch ging auch in dieser Zeit alles nur mit Stolpersteinen, die die junge Frau fast verzweifeln ließen. Siba ist inzwischen nicht mehr so unerfahren und naiv und weiß sich zu helfen. Ihr Ehemann hat sich zunächst gegen die Scheidung gewehrt und die Zustellung der Scheidungspapiere in den USA verweigert. Siba ist aber sicher, dass sie die korrekte Adresse hat und wendet einen Trick an: Sie macht Fotos von den Kindern und schickt diese an den Kindesvater. Er reagiert darauf und lässt die Post nicht zurückgehen. Die Adresse ist somit als zutreffend bestätigt und der Ehemann kann sich nicht mehr der Zustellung der Gerichtspapiere widersetzen.

Ein noch nie erlebtes Gefühl stellt sich nach der Scheidung bei der jungen Frau ein: das Gefühl frei zu sein. Nun erfährt sie, dass es auch gute Gefühle gibt, die ihr Kraft geben. Endlich ist sie nicht mehr der willenlose Besitz eines Mannes, der nach Belieben über sie verfügt, der sie demütigt, schlägt, benutzt. Sie hat zwar immer für sich und die Kinder Verantwortung getragen, aber durch die erniedrigende Abhängigkeit von ihrem Mann, durch die von der eigenen Familie erlebte Zurückweisung konnte sich nie ein Selbstwertgefühl entwickeln. Sie hatte bisher keine Ahnung davon, wie es sein kann, wenn man das Leben selbst gestaltet, selbst Entscheidungen trifft. Und so verwundert es überhaupt nicht, dass das tiefste Innere ihrer verletzten Seele sich ein noch einmal spürbar meldet, als sie die Nachricht vom Tode ihres geschiedenen Mannes erhält. „Erst jetzt fühlte ich mich richtig frei. Jetzt war auch niemand mehr irgendwo in der Welt da, der in meinem Unterbewusstsein noch einen Raum einnimmt.“

Als alleinerziehende Mutter versucht Siba, ihrer Verantwortung gerecht zu werden. Die Kinder sprechen alle sehr gut Deutsch, der mittlere Sohn hilft seiner Mutter oft und kümmert sich um den jüngeren Bruder, wenn sie arbeiten geht, ihren ehrenamtlichen Verpflichtungen nachkommt oder nur einen Kaffee trinken möchte. Er hat Abitur an der Friedrich-Liszt-Schule abgelegt, aber kein Studium begonnen. Er sucht mit Praktika und diversen Bewerbungen in der Berufswelt Fuß zu fassen und ist mit einer Italienerin verlobt. Der Älteste hat die Hauptschule durchlaufen und Versuche von anschließender Schulausbildung abgebrochen. Er nimmt Gelegenheitsarbeiten an und seine Mutter beschreibt ihn als „manchmal schwierig“. Auch der Jüngste besucht die Friedrich-Liszt-Schule und bemüht sich um Umschulungen, die ihm gerecht werden.

Ein Glücksfall ist der jungen Frau einmal begegnet, als sie über die Kette-der-helfenden-Hände eine Kur mit ihrem jüngsten Sohn unternommen hat. Das war eine der wenigen Erfahrungen in ihrem Leben, in denen es um sie selbst ging.

Die Arbeit im Haushalt füllt sie aus. Sie hat sich als Stadtteilfrau ausbilden lassen und hilft Flüchtlingen bei Problemen und Behördengängen.

„Ich habe keine Wünsche“, antwortet Siba auf die Frage nach dem, was sie sich für sich und ihr Leben wünschen würde. Siba ist eine Frau mit zwei Seiten – die eine zeigt die starke Persönlichkeit, die so viel geschafft hat, die kämpferisch ist, immer positiv gestimmt und hilfsbereit, kontaktfreudig. Die andere Seite ist ein Abgrund im Verborgenen – da ist sie in sich gekehrt, hat Angst vor der Zukunft, ist zerknirscht vor Sorge um ihre Kinder, vor allem um den Jüngsten, da zerrt oft ein Gefühl von völligem Alleinsein an ihr.

Die Tür zu dieser zweiten Seite macht Siba jetzt für uns wieder zu. „Ich habe meine Geschichte erzählt. Ich weiß, wo sie ist, sie ist gut aufgehoben. Das ist gut so.“ Sie möchte nach Hause zu den Kindern, lässt ihre starke Seite strahlen, lacht uns an. Wir umarmen uns herzlich.

Siba hat uns ihre Geschichte geschenkt.

Es ist Witzheldener Kirmes, als sie im August 1946 ankommen – ein umwerfendes Ereignis für jemanden, der 11 Jahre alt ist und gerade mit der Familie die niederschlesische Heimat verlassen musste. Elfriede hat eine beschwerliche Zugreise in Güterwaggons hinter sich, als sie sich in Witzhelden mit fröhlichem Trubel konfrontiert sieht. Sie ist von der Unbeschwertheit, die ihr entgegenjubelt, überwältigt. Und das prägt sich ein.

Elfriede ist mit ihrer Familie in Querbach im Isergebirge, Niederschlesien, zu Hause. Es ist ein Luftkurort in der Nähe der Grenze zur Tschechoslowakei und landschaftlich reizvoll vor dem Höhenzug des Riesengebirges gelegen mit seiner von dort aus weit entfernt zu sehenden höchsten Erhebung, der Schneekoppe. Die umliegenden Orte sind Hirschberg und Löwenberg. Querbach heißt heute Przewcznica und ist Teil der polnischen Gemeinde Mirsk.

Bis 1945 gehört der größte Teil Schlesiens zum Königreich Preußen und damit von 1871-1945 zum Deutschen Reich. In der Zeit des Kaiserreiches war in Schlesien die deutsche und polnische bzw. schlesische Sprache verbreitet. In Niederschlesien wurde in der Regel Deutsch gesprochen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg behandelten die Alliierten auf der Potsdamer Konferenz Deutschland in den Grenzen von 1937. Das östlich der Oder-Neiße-Linie gelegene Gebiet der Provinz Schlesien wurde 1945 unter polnische Verwaltung gestellt. Die endgültige Festlegung der Grenze zwischen Deutschland und Polen sollte gemäß der getroffenen Vereinbarung in einer abschließenden Friedenskonferenz erfolgen. Nach Übernahme der Verwaltung durch polnische Stellen wurde dieser größere Teil Schlesiens administrativ in den polnischen Staat eingegliedert, die deutschen Ortsnamen wurden entfernt und die deutsche Bevölkerung größtenteils vertrieben oder polonisiert.

Ein Teil der damals 4,5 Millionen Schlesier floh ab Anfang 1945 aus Angst vor der anrückenden Roten Armee. Ab dem Frühsommer 1945 wurde die Vertreibung der Schlesier von polnischen Stellen organisiert. Da die neue polnische Verwaltung zu diesem Zeitpunkt noch nicht gefestigt war, konnten im Sommer 1945 auch viele geflohene Schlesier zunächst wieder in ihre Heimat zurückkehren, bevor sie in den Jahren 1946 und 1947 endgültig vertrieben wurden. Die Vertreibung der Deutschen aus Schlesien ab Februar 1946 kommt für die Betroffenen völlig überraschend. Die Radios hatten sie abliefern müssen, Landkarten durfte man nicht besitzen, jede Art Information war unerreichbar.

Als der Krieg 1945 zu Ende ist, lebt Elfriede mit ihrer Mutter in Querbach. Der Vater und die Brüder sind in Kriegsgefangenschaft, ein Bruder ist gefallen. Bald kommt einer der Brüder auf abenteuerlichem Fußmarsch durch die Tschechoslowakei nach Hause.

Im August 1946 heißt es dann „ab in den Westen“. Es ist früh morgens und alles geht mit den paar Habseligkeiten, die man gerade tragen kann, auf die große Wiese in der Nähe, wo sich die Dorfbewohner versammeln sollten, um sich von dort zur Bahnstation Plagwitz (heute Plakowice) zu begeben.

Elfriede ist sich der Endgültigkeit dieses Abschieds nicht bewusst, denn die Dorfbewohner sind zuvor schon mehrfach „vertrieben“ worden. Zuerst hieß es, „die Russen kommen“ und alle laufen aus Furcht in den nahegelegenen „Busch“, wie der Wald genannt wird. Die Eindringlinge verschwinden bald und man geht zurück ins Dorf. Ein zweites Mal wird von wahrscheinlich polnischen Soldaten zur Sammelstelle gerufen, wo man sich mit den schweren Holzkoffern trifft. Die Dorfbewohner werden 2 – 3 Tage durch die Gegend getrieben, keiner weiß, in welche Richtung es geht. Der Weg führt über



leere Dörfer, man übernachtet in den von den Bewohnern verlassenen Häusern – und plötzlich sind die Soldaten weg. Die Gemeinschaft überlegt nicht lange, man geht wieder zurück nach Querbach.

So kommt es, dass keiner mehr überrascht ist, als es dann im August 1946 erneut heißt, zur Sammelstelle zu kommen, um vom Bahnhof Plagwitz Richtung Westen aufzubrechen. Der Befehl kommt von den Polen und man besteigt die „Viehwaggons“ mit den in Koffern und Taschen verpackten Habseligkeiten. Elfriede kann sich an Details der Beschwerlichkeit nicht mehr recht erinnern. Sie ist neugierig und fühlt sich durch die Nähe der Familienmitglieder und der übrigen Dorfbewohner in den vielen Waggons beschützt. „Die Fahrt ging ja einige Tage“, sagt sie. „Wir sind auch versorgt worden, bekamen zu essen und wir haben in den Waggons geschlafen. Ich weiß nicht, wie wir da geschlafen haben und wie die hygienischen Verhältnisse waren. Ich erinnere mich nur, dass ich an den Bahnhöfen, an denen wegen der Versorgung angehalten wurde, gern nach meinen Freundinnen aus dem Dorf sehen wollte. Aber meine Mutter hat mir das strikt verboten.“ Die Mutter möchte natürlich ihre Tochter nicht aus den Augen verlieren, das ist zu gefährlich.

Woran sich Elfriede wieder erinnert, ist ein Halt in Helmstedt-Mariental in der Britischen Besatzungszone. Dort gibt es vor der Weiterfahrt eine Entlausung. Läuse sind in einem Dorfleben ohnehin bekannt und die Prozedur erscheint Elfriede nicht fremd, sie wundert sich nur, dass die Entlausung mitten auf der Reise stattfindet.

Endstation ist der Bahnhof Opladen. Von dort werden die Flüchtlinge verteilt. Elfriede kommt mit ihren Familienangehörigen nach Witzhelden, wo sich die Witzheldener Kirmes als ihr Ersterlebnis einprägt.

Ob sie auf der unbequemen und abenteuerlichen Reise der Vertreibung Angst empfunden habe, wird Elfriede gefragt. „Nein, Angst hatten wir nicht. Für mich als Kind war das eher ein Abenteuer, und ich kann mich nicht erinnern, dass meine Mutter Angst empfunden hätte. Sie war immer eine starke Frau und – und das klingt wie ein Widerspruch – irgendwie unterwürfig. Es müssen aber auch Dinge im Leben meiner Mutter passiert sein, die sie so stark und widersprüchlich haben werden lassen. Wann immer ich Nachforschungen anstellte, Fragen formulierte oder Erklärungen forderte – immer hieß es: ‚kümmere dich nicht‘ und ‚das geht dich nichts an‘.“

Dieser mütterliche Imperativ sollte das Kind wohl beruhigen. Doch hat Elfriede dieses „kümmere dich nicht, das geht dich nichts an“ zu so vielen Gelegenheiten gehört, dass sie die Sätze nachhaltig mit in ihr gesamtes Leben trägt. Aber nicht in der Weise, dass sie der Anweisung Folge geleistet hätte. Im Gegenteil – sie hat daraus eine ihr eigene trotzig Haltung entwickelt, die sie sich innerlich formulierte: „Mich geht alles etwas an“, also jetzt erst recht. Diese Haltung entspricht ihrem Naturell – sie guckt eben gern hin, und nicht weg. Später wird diese Haltung sie auch handeln lassen.

Ein Erlebnis aus ihrem Dorfleben steigt in der Erzählerin auf: Es gab ja im Dorf keine Ärzte, und Elfriede erinnert sich, einmal einen dicken und schmerzhaften „Knubbel“ in der Kniekehle bemerkt zu haben, der aber wurde mangels ärztlicher Versorgung nicht untersucht oder behandelt. Später ist ihr diagnostiziert worden, dass sie wohl schon als Kind unter Gelenkrheumatismus gelitten haben muss, ein Leiden, das sie ihr ganzes Leben begleitet. Ein andermal ist ihr ein Zahn gezogen worden, aber die Wunde wollte nicht aufhören zu bluten. So zog man schließlich mit dem Fuhrwerk in eine andere Stadt zu einem Zahnarzt, und die Blutung konnte gestillt werden. Diese Geschichte muss im Dorf die Runde gemacht haben. Man erzählte sich, Elfriede sei gestorben. So war der Empfang in Querbach nach ihrer Genesung ein besonderes Erlebnis – nämlich festzustellen, dass man sich freut, dass sie lebt.

Wie ist man in Witzhelden als Vertriebene untergebracht? Man schläft auf Liegestühlen in einer großen Halle, später auf einer Kegelbahn. Privatsphäre gibt es nicht. Zum Essen werden die Aussiedler auf Familien in der Umgebung verteilt, aber das geht nur ein paar Tage reibungslos. Und plötzlich gibt es kein Essen mehr. Elfriede erinnert sich, dass sie hilflos auf der Straße steht, sie weiß nicht wohin. Da wird sie von Elsbeth, einer ihr unbekanntem Frau angesprochen, die die Situation erkennt und sie mit zur Samenhandlung auf ihrem Bauernhof nimmt, um sie zu verköstigen. Elsbeth und Elfriede freun-

den sich an, Elfriede erinnert sich gern an diese Zeit.

Nach etwa drei bis vier Wochen wird das Quartier gewechselt, man wohnt jetzt in Wolfstall / Witzhelden, hat zwei Zimmer, in denen man mit fünf Personen wohnt. Die Toilette befindet sich draußen, Waschgelegenheit ist im Flur an einem Waschtisch, den die Familie mit weiteren Personen teilen muss, die in zwei weiteren Zimmern dieses Hauses untergebracht sind.

Inzwischen ist der Vater dazu gekommen. Er hatte von Querbach aus über das Rote Kreuz die Spur zu seiner Familie aufnehmen können. Auch der Bruder kommt aus russischer Gefangenschaft nach Wolfstall. Aber er hat sich verändert. Im russischen Gefangenenlager wurden die Gefangenen „kommunistisch geschult“ und der Bruder redet „so ein kommunistisches Durcheinander“. Die weitere Entwicklung des Bruders hat Elfriede nicht mehr in Erinnerung.

Drei Jahre später wird ihnen in Herscheid eine Wohnung zugeteilt, mit Badezimmer und einem billigen Badeofen. Elfriede schläft auf einer Couch im Elternschlafzimmer. Der Bruder schläft in einem Zimmer mit der Großmutter.

Acht Jahre hat Elfriede die Volksschule besucht, gute Zeugnisse bekommen, eine positive Lebenseinstellung entwickelt, und sie ist ein hübsches junges Mädchen geworden. Sie trifft sich auch immer noch mit ihrer Freundin Elsbeth aus den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in Witzhelden. Nun spricht Elsbeth oft von ihrem Knecht Franz und davon, wie schön es wäre, wenn Elfriede ihren Knecht heiraten würde. Elfriede schweigt höflich, aber in ihrem Inneren kämpft sie mit ihren Träumen. Sie will auf keinen Fall auf einem Bauernhof leben und arbeiten. Sie hat andere Pläne, will lernen und weiterkommen.

So ist sie überglücklich, als ihr Lehrer den Eltern empfiehlt, Elfriede auf die Handelsschule in Burscheid zu schicken. Sie wird angenommen, obwohl das Schuljahr bereits begonnen hat, und lernt mit Freuden als eine von 7 oder 8 Mädchen in einer Jungen-Klasse. Es macht ihr nichts aus, täglich mit dem Fahrrad von Herscheid nach Burscheid und zurück zu fahren. Die mögliche Verknüpfung mit dem Knecht Franz ist erst einmal verdrängt.

Nach den zwei Jahren Handelsschule wird ihr 1951 von der Firma Forst in Solingen eine Ausbildung zur Bürogehilfin angeboten. Und hier vollendet sich Elfriedes „Umsiedlung“ – Solingen wird ihre neue Heimat. Sie lernt bei der Firma Forst ihren späteren Ehemann kennen, sie heiraten 1954 und nehmen ihren gemeinsamen Wohnsitz in Solingen; 1956 und 1959 kommen ihre beiden Kinder zur Welt, die Eltern ziehen nach Solingen. Elfriede arbeitet mit kurzen Unterbrechungen fast 50 Jahre für die Firma Forst. Sie arbeitet selbständig und übernimmt als Verkaufsleiterin für die Sparte Werkzeuge verantwortungsvolle Aufgaben.

Wie denkt die Solingerin heute über Vertreibung, Verlust der Heimat, Fremdheit in neuer Umgebung?

„Ich habe die Umsiedlung nicht als so schwer empfunden. Von der Mutter und später von den Eltern wurde die Umsiedlung nie negativ thematisiert. Insgesamt pflegte man die Einstellung der Dankbarkeit, das macht vieles leichter, friedlicher. Ich kann wohl gut auf Menschen zugehen, denn ich hatte immer gleich Freunde, wo immer ich ankam. Und ich habe immer gleich angepackt, mich eingebracht und nicht darauf gewartet, dass mir das Leben sozusagen gebracht wird. Natürlich haben wir auch Ablehnung gespürt und es erweist sich als hilfreich, sich einzubringen und anzupacken, wenn man auf Ablehnung stößt. Insgesamt haben wir viel Hilfsbereitschaft erfahren, die Menschen hier im Westen haben für uns gesorgt, wie sie es eben konnten.

Habe ich meine Heimat vermisst? Eigentlich nicht in der Weise, dass es schmerzte. Wir sind später alle noch einmal nach Querbach gefahren, um zu sehen, was aus unserem Dorf geworden ist. Meine Mutter war entsetzt, dass alles so heruntergekommen war. Sie beklagte, dass niemand das Unkraut entfernte oder mal etwas angestrichen hatte. Für mich war das eher schön. Ich freute mich, dass nichts verändert war, so konnten meine Kindheitserinnerungen ungehindert wieder aufsteigen. In Gedanken tollte ich durch die Straßen wie als Kind, nur hatte ich die Häuser irgendwie größer in Erinnerung. Die schienen mir jetzt sehr klein.

Heimweh? Hatte ich das empfunden hier im Bergischen Land? Bewusst wohl nicht, aber ich hatte lan-

ge Zeit und oft ein und denselben Traum: Ich war auf dem Weg nach Hause, es ging leicht bergauf, und die Glocken läuteten. Das entsprach zwar nicht den tatsächlichen Gegebenheiten, aber so habe ich oft geträumt. Ich kann mir das nur so erklären, dass ich vielleicht eine Art unbewusstes Heimweh hatte.“

Elfriede mag nicht darüber nachdenken, was damals hätte besser laufen sollen: „Meine positive Einstellung hat mich davon abgehalten, darüber nachzudenken, was hätte besser sein können oder was mehr geholfen hätte. Es ging ja niemandem gut, und da stellten wir keine Ansprüche. Vielleicht hätte ich mir gewünscht, eine Art Willkommenskultur zu erleben, von der heute soviel die Rede ist. Aber teilen, unterbringen, versorgen mit dem Nötigsten – das war uns Willkommenskultur genug. Dafür waren wir dankbar und nicht unzufrieden.

Ich wünsche für die Generation der Enkel die Pflege des Gefühls der Dankbarkeit. Das hat mir immer gut getan, es kam aber auch aus meinem Herzen. Dankbarkeit ist das eine, aber das eigene Ich zu leben, sich nicht aufzugeben, ist das andere. Vor allem: immer Ziele setzen und Pläne nie aufgeben – aber es sollten auch realisierbare sein. So wie ich nicht einen Hofknecht heiraten wollte, aber auch nicht gleich die Chefetage eines Unternehmens anstrebte, ist es wohl eher, dass man sich an die Richtung hält, die die Pläne haben. Ja, und meinen persönlichen Wahlspruch – „mich geht alles etwas an, ich kümmere mich“ - würde ich gern weitergeben. Mich hat dieser Wahlspruch immer handeln lassen, wenn mir etwas begegnete, das mir ungerecht erschien. Übersetzt in die heutige Zeit wäre das so etwas wie der Wunsch nach mehr Zivilcourage, guckt hin und nicht weg!“

Elfriede ist bis heute gern in ihrer neuen Heimat Solingen.



„Wie ein Pferd habe ich mich gegen die Deichsel stemmen müssen, um den Hänger zur Scheune zu ziehen. Dort belud ich ihn mit Buchenholz und brachte alles auf die gleiche Weise wieder zum Haus. Ein paar Dorfjungen sollten mir eigentlich helfen, aber sie machten sich eher lustig und ließen mich alles alleine machen.“ So berichtet Eva von einer ihrer härtesten Erfahrungen nach der Flucht aus Ostpreußen. Im niedersächsischen Uchte angekommen, hatte sie als 17-Jährige ihre erste Stelle im Haushalt einer Familie angetreten, die eine Metzgerei betrieb. „Die Chefin war eine böse Frau“, erinnert sich Eva. „Für 25 Reichsmark<sup>1</sup> im Monat musste ich von morgens 6 Uhr bis abends 9 oder 10 Uhr schwerste Arbeit leisten.“ Sich gegen schlechte Behandlung auflehnen – das gibt es nicht. „Wir hatten doch nichts, wir waren Flüchtlinge, und so wurden wir auch alle ausgenutzt.“

Nicht alle Erfahrungen von Flucht und Suche nach einer neuen Heimat sind so extrem wie die von der ersten Arbeitsstelle. Aber sie prägen das junge Mädchen und graben sich tief ein. Als uns Eva von ihrer Flucht aus Ostpreußen erzählt ist sie 86 Jahre alt und wohnt in einer Senioreneinrichtung für betreutes Wohnen in der Solinger Innenstadt. Sie hat ihren inneren Frieden und lebt ihn nach außen mit einer bemerkenswerten, freundlichen Heiterkeit, für die man sie gern hat. Verbitterung hat sich nie breit gemacht, und ihr Schicksal hat sie angenommen, wie es ihr begegnet ist. Mit einem sicheren Blick für die am Wegesrand des Lebens liegenden Dinge verweilt sie bei dem, was ihr weitergeholfen hat, was sich zum Guten gewendet hat, was schön und wichtig war und ist.

Begonnen hat alles in Seeburg, einer landwirtschaftlich geprägten Kleinstadt in Ostpreußen in der Nähe von Allenstein. Seeburg heißt heute Jeziorany und liegt im Verwaltungsbezirk Ermland-Masuren im nordöstlichen Polen am Rand der Olsztynyer Seenplatte. Diese gehört wiederum zum masurischen Seengebiet. In Seeburg fühlt sich Eva beschützt und geborgen und denkt mit Dankbarkeit an ihr „gutes Zuhause“. Die Eltern haben eine Gastwirtschaft im Hause. Zum zwei Hektar großen Grundstück gehören Gemüse und Obstbäume, Pferdefuhrwerke können in den Hof einfahren, es gibt Pferdeställe. Sie sind eine große Familie mit insgesamt sieben Kindern. Der Vater stirbt 1942 an Typhus.

Am 22. Januar 1945 heißt es dann: „Wir müssen hier raus“. Die Russen rücken immer näher, man hört Schüsse und sieht die Flugzeuge. Die Dorfbewohner haben Todesangst.

Der Massenexodus der Deutschen aus dem Osten beginnt mit der sowjetischen Winteroffensive am 12. Januar 1945. Er hat die Vertreibung von etwa 14 Millionen Deutschen aus Ostpreußen, Pommern und Schlesien zur Folge. Ab Oktober 1944 besetzt die Rote Armee erstmals großflächig deutschen Boden. Berichte von russischen Gräueltaten machen die Runde: Vergewaltigungen, Verschleppung, Ermordung. Es erscheinen Fotos von Leichen, die von Russen geschändet waren.

Mit dieser Angst verlassen Evas Mutter und fünf der sieben Kinder Seeburg. Ihr Gepäck besteht aus den wenigen Habseligkeiten, die jeder selbst tragen kann. Mit dem Zug geht es nach Königsberg, wo die älteste Schwester Ursula lebt. Dort finden sie für fünf Wochen Unterkunft. Eva hat noch drei Monate ihres „Pflichtjahres“<sup>2</sup> zu absolvieren und wird einer Familie mit drei kleinen Kindern zugeteilt. Da

---

<sup>1</sup> Die Reichsmark (RM) war noch bis Juni 1948 gültiges Zahlungsmittel. Ab der Währungsreform am 20. Juni 1948 gab es nur noch die Deutsche Mark (DM).

<sup>2</sup> Alle Mädchen, die mit 14 die Schule verlassen, mussten seinerzeit ein Pflichtjahr absolvieren und arbeiten: z.B. in der Großküche helfen, Schützengräben ausheben, Meldegänge machen.

Königsberg schon von den Russen eingeschlossen ist, stellt sich wieder die Todesangst ein: Tiefflieger schießen wahllos auf die Stadt, viele Häuser sind schon zerstört. Nach einigen Wochen ist Königsberg kurzfristig befreit und die Familie verlässt die Stadt mit dem Pferdewagen in Richtung Pillau, einer Hafenstadt am Frischen Haff, und von dort mit einem kleinen Schiff weiter nach Gotenhafen (heute Gdingen).

Für zwei Wochen ist die Familie in einem Geräte-Schuppen der Marine untergebracht. Man schläft auf dem nackten Zementboden. Dann geht es auf ein Schiff in Richtung Dänemark. Sie sind blinde Passagiere und halten sich während der zweiwöchigen Überfahrt unter Deck auf. „Noch nie haben wir so gefroren und dazu auch noch gehungert“ erinnert sich Eva. Die Besatzung hat nichts für die Not-Passagiere. Sie bitten den Küchendienst, die Küche auszufegen und wenigstens die vom Boden gesammelten Brotkrumen knabbern zu dürfen. So ist es fast ein Fest, wenn einige trockene Brotrinden den Weg zu den blinden Passagieren unter Deck finden.

In Kopenhagen ist die Flucht der Not und des Schreckens noch nicht zu Ende. Zunächst werden sie in Güterzügen bis kurz vor die deutsche Grenze gefahren. Dort sind deutsche Soldaten in ihren Baracken. Es ist Ende März, als die Familie in diesen Baracken untergebracht wird. Eva hält inne in ihrem Bericht. „Und dann ist am 27. Mai 1945 unser Georg gestorben“, sagt sie unvermittelt. Der jüngste Bruder spielt mit einem anderen Jungen in der Umgebung und findet eine Gewehrgranate. Sie explodiert und zerreißt ihn. Das Grauen steht Eva wieder vor Augen. „Der Krieg war ja am 8. Mai 1945 vorbei, und dann musste so etwas passieren“.

Sie bleiben eineinhalb Jahre in den Baracken der Soldaten und kommen danach in ein größeres Lager, in dem sie in dreistöckigen Betten schlafen. Sie teilen ein Zimmer mit insgesamt 20 Personen, Ratten und Unmengen an Wanzen. „Es war einfach furchtbar.“

Als gegen Ende 1947 die Flüchtlinge nacheinander nach Deutschland reisen dürfen, erhält Evas Familie eine Zuzugsgenehmigung für Niedersachsen. So gelangen sie nach Uchte im Landkreis Nienburg/Weser. Uchte liegt in der Mitte zwischen Sulingen und Minden an der Landesgrenze zu Nordrhein-Westfalen, zwischen dem Naturpark Dümmer und dem Steinhuder Meer am Großen Moor.

Niedersachsen besteht in seiner heutigen Form erst ab dem 1. November 1946, nachdem es mit dem Land Hannover und den Freistaaten Braunschweig, Oldenburg und Schaumburg-Lippe vereinigt wurde. Es gehört zu der Zeit zur britischen Besatzungszone. Die hohe Zahl an Flüchtlingen aus dem Osten des untergegangenen Großdeutschen Reiches ist in den Nachkriegsjahren ein großes Problem. Noch 1950 fehlen nach offiziellen Angaben rund 730.000 Wohnungen allein in Niedersachsen.

Die sechs Personen zählende Familie erhält ein kleines Zimmer, in dem es ein Bett, einen Tisch, einen Stuhl und einen Ofen gibt. Eva wendet auch diese Beschreibung ins Positive, denn sie ist froh, dass es ein Dach über dem Kopf gibt. Sie erhält noch am gleichen Tag die Stelle im Haushalt, von der eingangs berichtet wurde. So hat sie die Möglichkeit, sich nach ihrer schweren Arbeit auszuruhen. Die Familie lebt bis Ende 1950 in Uchte.

Seit Beginn der Flucht im Januar 1945 sind Jahre größter körperlicher und seelischer Belastungen vergangen. Wie kann man das aushalten? Was lässt einen jungen Menschen in dieser Situation und nach solch grauenhaften Erfahrungen nicht verzweifeln? Eva muss nicht lange überlegen. „Wir ruhen in unserem christlichen Glauben, das gibt uns Kraft. Und der Zusammenhalt in der Familie. Das war schon in Seeburg so. Später in Solingen haben wir mit der Familie jedes mögliche Fest miteinander gefeiert. Das hält zusammen, macht Freude und macht uns stark für den Alltag.“

In Solingen ist Eva aber immer noch nicht angekommen. Ihr Bericht nimmt jetzt eine Wendung zur Versöhnung mit dem Schicksal. Die Schwester Irene ist schon in Solingen, als Eva am 1. Dezember 1950 nachkommt. Die Entscheidung für Solingen ist dem Zufall geschuldet. Nach dem Frankreich-Feldzug ist der älteste Bruder Robert in Solingen an der Gasstraße einquartiert, bevor er nach Russland entsandt wird. Als der Krieg zu Ende ist, weiß Robert nicht, wohin er gehen soll. Da besorgt ihm ein Freund seines verstorbenen Vaters eine Stelle bei der Polizei in Solingen und damit ist der neue Familienmit-

telpunkt festgelegt.

Eva hat wieder eine Stelle in einem Haushalt einer Familie, die eine Gärtnerei betreibt. Sie muss acht Personen versorgen, darunter die halb gelähmte „Oma“, was von Vorteil ist, wie sich herausstellt. Die Chefin ist tagsüber im Blumenladen und Eva soll kochen, aber sie hat bisher damit keine Erfahrungen. So hat die Oma hinter ihr gesessen und sie Schritt für Schritt angeleitet, um für die Familie die Mahlzeiten zu bereiten. Sie wird eine gute Köchin.

Auch in diesem Haushalt muss Eva viel arbeiten. Aber sie fühlt sich angenommen und willkommen – ein Gefühl, das sie seit fünf Jahren vermisst hat. Das gibt ihr Auftrieb und lässt sie die vielen Arbeiten gern verrichten. Sie hat auch eine allabendliche Aufgabe – sie muss Milch in der Nachbarschaft holen, was nicht unbemerkt bleibt. Ein junger Mann beobachtet sie eine Weile und spricht sie an. Schließlich lädt er sie zum Tanzen ein – es ist Herbert, ihr späterer Mann. „Das war der Anfang einer ganz großen Liebe“, erinnert sich Eva mit einem Blick nach innen und lächelt.

Jetzt entwickelt sich die Zeit des aktiven Ankommens in der neuen Heimat Solingen. Herbert spielt Fußball in Widdert. Sonntagnachmittags geht Eva mit ihrer Schwester zum Zuschauen und sie verbringen die anschließende Zeit miteinander. Inzwischen ist auch die älteste Schwester nach Solingen gekommen, man schließt Freundschaften, genießt auf vielen Wanderungen die Schönheiten des Bergischen Landes und trifft sich mit den Fußballern im Kaffee Schewecke. Wer weiß noch, dass Widdert damals das „kleine Sankt Pauli“ genannt wurde? Es gibt drei Tanzlokale nebeneinander, und da ist eben „schwer was los“.

Eva und Herbert sind sich nach kurzer Zeit sicher, dass sie zusammenbleiben wollen. Jetzt heißt es Sparen für einen gemeinsamen Haushalt. Herbert ist Einzelkind und genießt die Zusammenkünfte in der großen Familie seiner zukünftigen Frau. Auch Herberts Mutter nimmt Eva liebevoll in ihre Obhut.

Eva und die Geschwister unterstützen die Mutter, die keine Rente bezieht. Sie hatte nicht „geklebt“ für die Rente, was nicht unüblich war in Zeiten, wo alles fürs Überleben verbraucht wurde. Die Redewendung, „für die Rente kleben“ verdankt sich dem früheren Rentensystem. Jeder Beschäftigte hatte eine Versichertenkarte, in die Beitragsmarken eingeklebt wurden zum Nachweis für die Entrichtung des Versicherungsbeitrages.

Evas Verdienst beträgt zu der Zeit 45,- DM im Monat, wovon sie 25,- an die Mutter abgibt. Kleine Zahlungen gehen in den Topf für den gemeinsamen Haushalt. Herbert verwöhnt seine zukünftige Frau und schenkt ihr jede Woche eine Tafel Schokolade. Nach einer Weile rechnet Eva ihm vor, dass jede Tafel Schokolade fast so teuer ist wie ein Geschirrtuch. So wird umgeschichtet – Herberts Mutter geht nun Woche für Woche in die Solinger Innenstadt und kauft der zukünftigen Schwiegertochter jedes Mal ein Geschirrtuch. Bis zur Hochzeit im Mai 1954 sind es 54 Tücher.

Solingen beschert den jungen Eheleuten einige Standortwechsel. Nachdem sie zu Beginn ihrer Ehe eine kleine 2-Zimmer-Wohnung in Vockert bezogen haben, geht es 1956 in eine 3-Zimmer Wohnung und 1957 kommt die Tochter zur Welt. Eva unterbricht ihre Berufstätigkeit für drei Jahre, bis 1960 noch einmal umgezogen wird: Herbert wird Hausmeister an der Gemeinschaftsschule Widdert, und die Familie zieht mit. Über 30 Jahre leben sie in Widdert in einer geräumigen Hausmeisterwohnung, zu der ein Garten gehört. Hier wächst die Tochter in Gesellschaft des Schäferhundes „Astor“ auf. Als 1968 die beiden Schulen Widdert und Bünkenberg zur Grundschule Bünkenberg-Widdert Gemeinschaftsschule vereinigt werden, muss die Schule Bünkenberg vom Hausmeisterehepaar mit betreut werden.

Das Schicksal zeigt sich aus Evas Sicht von einer erfüllenden und versöhnenden Seite. Als junges Mädchen träumte sie davon, einmal Erzieherin zu werden. Und nun hat sie jeden Tag quirlige Schulkinder um sich, die dem Hausmeister-Ehepaar einiges abverlangen, und Eva hat Gelegenheit, auf ihre Weise die Kinder „mit zu erziehen“.

Es ist eine beglückende Zeit der Harmonie: Lehrer, Schulkinder, die Eltern und die Hausmeisterfamilie verstehen sich gut. Es gibt Gelegenheiten, zu denen Eva ihr pädagogisches Geschick im Umgang mit den „Rowdies“ beweist. So wird das Pflanzenbeet rund um den großen Kastanienbaum auf dem

Schulhof Widdert liebevoll von Eva gepflegt, aber in den Pausen trampeln schon mal ein paar Schüler darüber. Eva greift zu einem Trick: Sie beauftragt diejenigen Rowdies, die sie für die Unordnung im Auge hat, als so genannte „Sheriffs“ damit, auf die Beete aufzupassen – das Problem ist gelöst.

Mit Erreichen des Rentenalters geht es nach Höhscheid an die Abendstraße. Eva kann dort noch 20 Jahre wohnen, ihr Mann stirbt nach 48 Ehejahren.

Eva blickt zurück auf ein bewegtes Leben: Nach der Flucht aus Ostpreußen sammelt sich die Familie in Solingen. Es werden Kinder und Enkelkinder geboren, man feiert Feste der Zugehörigkeit mit einer größer werdenden Familie. Doch allmählich beginnt die Wende für die Generation der Flüchtlinge. Nach der Mutter sterben Geschwister, deren Partner und Herbert, ihr Ehemann.

Noch einmal schlägt das Schicksal unerbittlich zu. Im Alter von 80 Jahren muss Eva ein Bein abgenommen werden. Erst auf Nachfrage gibt sie ihre Erinnerungen an das traumatische Ereignis preis: ein halbes Jahr Krankenhausaufenthalt, Hilflosigkeit, Abhängigkeit und immer wieder die gleichen Albträume. „Mir fehlt ein Stück vom Leben“, kommentiert sie diese Zeit. Doch findet Eva auch aus diesem Lebenstief heraus. Inzwischen lebt sie in der Senioreneinrichtung, in der sie unter anderem von einem Pfleger türkischer Abstammung betreut wird. Eines Tages fragt er, ob Eva nicht mit ihm trainieren möchte, allein aus dem Bett in ihren Rollstuhl zu steigen, um wieder etwas selbständiger zu werden. „Da waren meine Lebensgeister angesprochen und ich habe zugestimmt“, erzählt sie mit einem Augenzwinkern. Mit Geduld und einem eisernen Willen folgt Eva den Anweisungen ihres „Trainers“, und bald hat sie Kraft und Geschicklichkeit, sich und den Rollstuhl so zu bewegen, dass der Schritt in die eigene Mobilität gelingt: vom Bett auf den Stuhl, ins Bad, auf den Flur, in die Gemeinschaftsräume. Das Leben ist zurück und bleibt, selbst eine Krebserkrankung im Jahre 2014 ändert daran nichts.

Evas langer Weg nach Solingen gibt Zeugnis von einer Zeit, die durch nachfolgende und aktuelle Flüchtlingsströme im Erinnerungsstrom nach hinten gedrängt wird. Umso wichtiger erscheint es, die unausgesprochenen Botschaften für die Nachgeborenen herauszuheben und deren Bedeutung für uns heute sichtbar zu machen.

Die Flucht aus Ostpreußen konnte nicht geplant werden. Sie beginnt von heute auf morgen ohne Geld, ohne Handy, ohne konkretes Ziel, ohne liebgewordene Gegenstände, fast ohne Proviant. Familienmitglieder und Freunde verlieren sich aus den Augen, viele sterben. Begleiter sind Todesangst, Hunger, Kälte, der Empfang im zerstörten Deutschland ist ohne jede Willkommenskultur.

Eva zeigt, dass es möglich ist, als Mensch in Situationen der Verzweiflung die Würde zu behalten. Hier wird ein Schicksal angenommen aus einer inneren Kraft, die gespeist ist durch den Glauben und ein inneres und äußeres Zusammengehörigkeitsgefühl der Familienmitglieder, durch einen starken Überlebenswillen und die konstruktive Fragestellung, „was mache ich jetzt daraus?“ Eva durchläuft diese Zeit und ihr gesamtes Leben mit einer ihr anhaftenden Freundlichkeit und gar einem gewissen Humor. So sieht sie die kleinen kurzen Momente, in denen ihr Gutes wiederfährt, und denen sie sich mit Dankbarkeit zuwendet. Ihr Blick geht nie auf das Verpasste oder das Verlorene, sondern stets auf die Möglichkeiten, die sich auftun können. So behält sie immer wieder ihren inneren Frieden, auch wenn Dinge geschehen, die sie nicht beeinflussen kann. Selbst in den gegenwärtig körperlich eingeschränkten Zeiten sieht sie das Gute und Schöne, das ihr begegnet: „Meine Kinder und die Enkel kümmern sich sehr gut um mich. Meine Tochter bepflanzte mir den kleinen Balkon, und ich werde hier gut versorgt.“

In Erinnerung bleibt eine starke Frau mit einer freundlichen Zuwendung zum Leben. Das kann uns Vorbild sein.

„Rückwärts sprechen“ – diese Redewendung hat Lisa als Jugendliche in dem Dorf Herleshausen, dicht am „Rande der Welt“ kennengelernt. In Hessen an der Zonengrenze. Die nächst größere Stadt war Eschwege.

Die, die „rückwärts sprachen“, waren aus den ehemaligen deutschen Gebieten aus Polen geflohen. Über sie wurde gelästert: „Iiieees sich Pollacke, kann sich nicht sprechen Deitsch“. Und auch Lisa spürte besonders an den Reaktionen der Mutter, dass sie nicht richtig dazugehörten. Der Mutter war es immens wichtig, dass ihre älteste Tochter, aber auch die Geschwister immer ordentlich angezogen waren. Ihr war es wichtig, dass sie Hochdeutsch sprachen und auf keinen Fall das „Hessische“ von der Straße aufgriffen. Und Lisa spürte als Jugendliche die Missgunst der anderen, weil ihre Eltern am Rande des Dorfes ein Haus bauen konnten. Dabei wurde die Familie mit Geldern aus dem so genannten Lastenausgleich unterstützt.

Die Eltern der heute 65-Jährigen hatten sich nach dem Kriege in Norddeutschland, in der Nähe von Flensburg kennengelernt. Der Vater, Jahrgang 1926, stammt ursprünglich aus Ostpreußen, wo er auf einem Bauernhof mit fünf Geschwistern groß geworden ist. Er kam direkt aus dem Krieg nach Schleswig-Holstein.

Die Mutter, Jahrgang 1931, lebte in einem Kinderheim in Berlin. Die Kinder waren vor den Bomben nach Schleswig-Holstein in Sicherheit gebracht worden.

Nach dem Krieg fand der Vater auf einem Bauernhof eine Stelle, einem großen Lehrgut. Dort bildete er sich weiter zum Milchkontrollassistenten.

Lisas Mutter war dort als Kinderpflegerin beschäftigt.

1952 – ein Jahr vor der Hochzeit – wurde Lisa geboren. Sie kam zunächst in eine Pflegefamilie. Die Eltern heirateten 1953 und holten sie zu sich. Ein Jahr ist eine lange Zeit und Lisa hatte ihre Pflegemutter schon Mama genannt.

1955 kam der Bruder auf die Welt. Die Familie zog nach Hessen um. Zuerst lebten sie in ganz beengten Verhältnissen auf einem so genannten Renthof. „Ich kann mich daran erinnern, dass ich in einen Topf mit kochendem Wasser gefallen bin“, sagt sie. Im Flur hing eine Schaukel, die ihr ein bisschen Freiheit gab und sie kann sich an Nachbarn erinnern, eine Frau, bunt gekleidet und grell geschminkt, ein Lehrer-Ehepaar, an einen Polsterer, der judenfeindliche Sprüche auf den Lippen hatte, ein altes Ehepaar aus Schlesien. Der Mann war krank. Lisa wurde von der alten Frau eingeladen, zum Butterbrötchen essen und Bohnenkaffee trinken.

Viel geweint hat die Mutter, wenn die Oma zu Besuch kam. Die Kinder wurden gemaßregelt. „Ich hatte immer das Gefühl bekommen, dass meine Mutter – sie war durch eine Kinderlähmung behindert – nicht gut genug war“, erinnert sich Lisa angesichts der Besuche. „Auch wenn ich bei meinen Großeltern in der Nähe von Marburg die Ferien verbrachte, galt ich – in meiner Wahrnehmung – als das Kind der Frau, die sie nicht haben wollten.“ Sie habe immer darunter gelitten, dass die Cousins in ihren Augen besser behandelt und vorgezogen wurden. Ein weiterer Bruder wurde auf dem Renthof geboren. Die Familie zog in eine größere Wohnung um, dann noch einmal in ein Haus, das in vielem einer Bruchbude glich. „Wir konnten von unten durch die Decke gucken.“ Die Mutter war sehr unzufrieden.

Mit Hilfe des Lastenausgleichs, Krediten und durch landwirtschaftliche Eigenleistungen – die Mutter



hat beispielsweise die Kälber getränkt – konnte die Familie schließlich in Sontra das Haus am Rande des Waldes bauen. Als das Haus fertig war, wurde die Mutter erneut schwanger. Und kurz bevor Lisa 16 Jahre alt wurde, kam ihre Schwester auf die Welt.

Lisa wurde die Welt am Rande der Zone schnell zu eng. Sie fühlte sich beobachtet. 1967 machte sie ihre Mittlere Reife und begann eine Ausbildung zur Arzthelferin. Danach hat sie sich überall in der alten Bundesrepublik beworben.

1971 findet sie eine Stelle an den Städtischen Krankenanstalten in Solingen, heute Klinikum Solingen. Ihren Mann heiratet sie 1972. Sie benötigt die Einwilligung der Eltern, weil sie noch keine 21 Jahre alt ist. Lisa wechselt 1974 zum Gesundheitsamt. Die Tochter Claudia kommt 1977 auf die Welt. Nach dem Mutterschutz arbeitet Lisa wieder, ihr Mann bildet sich weiter. „Meine Träume, in Afrika Entwicklungsdienst zu leisten, hatte ich da erst einmal aufs Eis gelegt“, erinnert sie sich.

Die Geschichte ihrer Eltern und ihre eigene haben Lisa geprägt. Sie entwickelt eine hohe Empathie für Menschen, die ihre Heimat verlassen müssen und reagiert empört auf Ausländerhass und Rassismus. Heute hat sie ihre Träume längst wahr werden lassen. Einige Wochen im Jahr verbringt sie im Senegal. Sie unterstützt dort Frauen, damit diese sich und ihre Kinder ernähren können. „Baobab“ (Affenbrotbaum) heißt der Verein, den sie zusammen mit anderen 2006 gegründet hatte. Ausschlaggebend war eine Bürgerreise nach Thiés, an der sie 2003 teilnahm. „Ein Jahr später habe ich ein halbes Jahr im Senegal verbracht.“ Intensiv hat sie vorher Französisch gepaukt, die Hauptverkehrssprache des westafrikanischen Landes.

„Ich suche Frauen, die sich vorstellen können, meine Arbeit in Afrika zu unterstützen und teilweise zu übernehmen“, sagt Lisa. Einmal im Jahr im Sommer lädt der Verein Baobab im Südpark zu einem Fest ein. „Wir verkaufen Stoffe, Kleider, aber auch Taschen, Rucksäcke und Schmuck“, erklärt Lisa.



Es ist Krieg auf den Straßen von Damaskus. Terroristen platzieren Bomben unter die Autos der staatlichen Angestellten. Sie explodieren, sobald der Fahrer den Motor einschaltet. Dunia hört den schrecklichen Knall und läuft zum Fenster. Das Auto ihres Mannes brennt, die Bombe ist zu früh losgegangen und verletzt den Terroristen, der die Bombe unter dem Auto befestigen wollte, schwer. Er verliert ein Bein. Dunia und ihr Mann sind Zeugen der ungewollten Selbstzerstörung des Mannes. Wenig später trifft eine Rakete das Dach ihres Hauses. Sie können nicht viel retten, kommen aber mit dem Leben davon.

Nach diesen Vorfällen zieht die junge Familie mit ihren drei Kindern in einen vermeintlich sichereren Stadtteil von Damaskus. Doch auch dort breiten sich die Straßenkämpfe aus, und wieder fallen Bomben und Raketen auf Häuser von Nachbarn. Noch bleiben sie verschont, doch nach einer eindeutigen Warnung, die auf ihr Auto geschmiert wird, steht der Entschluss fest, Syrien in Richtung Solingen in Deutschland zu verlassen. In Solingen lebt und arbeitet Dunias Schwester.

Unsicherheit und damit einhergehende Todesängste sind die Triebkräfte, die Heimat Syrien zu verlassen. Tiefe Trauer liegt in Dunias Augen, wenn sie von den traumatischen Ereignissen erzählt. „Es hört sich dann so an, als ob in Syrien alles schlecht sei“, erzählt die junge Frau. „Doch so ist es nicht. Syrien ist ein schönes und eigentlich fortschrittliches Land. Bevor es zu den Unruhen kam, lebte man gut in Syrien, und wir lieben unser Land.“ Es ist Dunia wichtig, auch Gutes über ihr Heimatland festzuhalten.

Der heutige Präsident Baschar al-Assad, der nach dem Tode seines Vaters Hafiz al-Assad im Jahre 2000 die Macht übernahm, leitete ab 2000/2001 eine kurzzeitige Öffnungspolitik ein, den Damaszener Frühling. Dunia berichtet davon, dass seit dieser Zeit auch moderne Wissenschaften an den Universitäten zugelassen sind, z.B. Informatik. Darüber hinaus werden viele westliche Entwicklungen ins Land geholt. Der junge Präsident hatte lange in Großbritannien gelebt und das europäische Leben kennen gelernt. Insgesamt steigen in dieser Zeit Einkommen und Lebensstandard der Bürger deutlich an. Alle ethnischen und religiösen Gruppen in Syrien leben friedlich zusammen, man ist tolerant und respektiert den Präsidenten.

„Vorteilhaft in Syrien ist die gute medizinische Versorgung“, sagt Dunia. „Sie ist staatlich und niemand muss sie bezahlen.“ Ebenso sind Schulausbildung und Universitätsstudium kostenlos. Vorübergehend wird viel investiert und es gibt einen starken Mittelstand.

Aber da sind auch Nachteile. Ist man unpolitisch, hat man in der Regel ein unbeschwertes Leben. Will man sich zu Politik und Politikern äußern, darf allerdings kein Wort gegen Assad gesagt werden. Der Präsident darf nicht kritisiert werden, wohl aber die Minister. Wer sich nicht daran hält, hat eine ungewisse Zukunft. „Es verschwinden einfach Leute, man sieht sie nicht wieder. Ich habe es selbst mehrfach erlebt“, berichtet Dunia.

Zu beklagen ist auch die Korruption im Lande, bei den Behörden. „Egal, was man machen will, es geht nur gegen Bezahlung“, erläutert die junge Frau. So müssen z.B. Autos gewissen Sicherheitsstandards genügen. Das wird streng kontrolliert und es ist verboten, gegen diese Standards zu verstoßen. Dennoch kann jemand auch mit einem festgestellten Sicherheitsmangel weiterfahren – vorausgesetzt, man bezahlt fürs „Übersehen.“

Dunia wird 1974 in Damaskus geboren. 10 Jahre lebt sie mit ihrer Familie in Aleppo, danach kehren sie nach Damaskus zurück. Das Mädchen durchläuft eine gute Schulausbildung, die sie mit dem Abitur beendet. Es folgt ein Fachstudium zur Elektronik-Ingenieurin an der Universität von Damaskus. Danach arbeitet sie zweigleisig: Als Elektronik-Ingenieurin ist sie am Flughafen bei der staatlichen Gesellschaft für Zivilluftfahrt beschäftigt, sie ist für die Elektronikausrüstung zuständig. Eine zweite Beschäftigung kommt Dunias Neigung entgegen, mit Menschen zu arbeiten. So arbeitet sie an einer privaten Schule und bringt dort Kindern und älteren Menschen den Umgang mit dem Computer bei. Die Elektronikerin genießt die Kontakte und die gelingende Kommunikation, „...und es gab niemanden, der die Scheu vor dem Computer nicht verloren hätte. Gerade allein lebende Großmütter haben gelernt, über das neue Medium mit Kindern und Enkelkindern Mails auszutauschen oder zu skypen“.

2005 heiratet Dunia. Ihr Mann ist ebenfalls Ingenieur und arbeitet in einer staatlichen Einrichtung. Das Paar bekommt drei Kinder, zwei Jungen und zuletzt ein Mädchen. Die Kinder sind heute 11, 10 und 7 Jahre alt. Die junge Mutter kann Familie und Beruf miteinander vereinbaren und geht weiterhin ihren Berufen nach. Die Familie lebt gut in Damaskus.

Das Leben ändert sich 2011, als der Krieg in Syrien ausbricht. Dunia mag die Bezeichnung „Bürgerkrieg“ nicht. „Syriens Bürger – so unterschiedlich sie sind – haben nie einen Krieg gegeneinander geführt. Der Krieg ist von außerhalb Syriens ins Land geholt worden.“

Um zu verstehen, warum Dunia und ihre Familie ihr Land verlassen mussten, ist es erforderlich, sich ein Bild über die Entwicklung in Syrien zu verschaffen. Der offiziellen Recherche zufolge ist der Auslöser des Konflikts ein friedlicher Protest gegen das Regime Assads im Zuge des Arabischen Frühlings Anfang 2011. Es kommt zu andauernden bewaffneten Auseinandersetzungen verschiedener Gruppen, die eigene ethno-religiöse, wirtschaftliche oder geopolitische Interessen verfolgen. Den Streitkräften Syriens unter dem Kommando von Präsident Baschar al-Assad und den mit diesen alliierten Kriegsparteien stehen bewaffnete Gruppierungen der Opposition gegenüber. Langsam wächst die Einflussnahme des Auslands und neben dem Zustrom von Waffen kommen auch immer mehr ausländische Freiwillige und Söldner nach Syrien, um zu kämpfen. Die ursprüngliche Motivation der Opposition, die Demokratisierung Syriens durchzusetzen, rückt in den Hintergrund.

Das Land zerfällt in Gebiete, die entweder von der Regierung Assad, den Oppositionsgruppen, den Kurden oder von Islamisten beherrscht werden. Die direkte Beteiligung der Bündnispartner Assads, das sind der Iran mit seiner libanesischen Hisbollah-Miliz und Russland mit seinem Militäreinsatz, sowie die Bildung eines internationalen Bündnisses unter Führung der Vereinigten Staaten gegen die sunnitische Terrorgruppe „Islamischer Staat“ (IS) macht aus dem Kampf innerhalb Syriens einen regionalen Stellvertreterkrieg zwischen dem schiitischen Iran auf der einen und dem sunnitischen Saudi-Arabien mit seinen Verbündeten Türkei und Katar auf der anderen Seite. Durch die Beteiligung Russlands und der USA entsteht zudem ein überregionaler Konflikt zwischen den beiden Großmächten, der durch die Luftangriffe der Türkei auf Kurden in Syrien im Jahre 2015 und schließlich den Einmarsch türkischer Bodentruppen im August 2016 verschärft wird.

Der Grund, warum so viele verschiedene Fraktionen am Konflikt beteiligt sind, liegt unter anderem darin, dass die Heterogenität des syrischen Staates und der syrischen Gesellschaft dafür Konfliktpotential liefert. Syriens Bevölkerung setzt sich ethnisch aus syrischen Arabern, Kurden, Assyrern-Aramäern, Turkmenen, Armeniern, Tscherkessen und Palästinensern zusammen. Diese verteilen sich auf verschiedene Religionsgemeinschaften, unter denen die Sunniten die zahlenmäßig stärkste ist. Zu den religiösen Minderheiten des Landes gehören die Schiiten, Jesiden und Christen.

Dunia ist es wichtig, ihre eigene Einschätzung zur Entwicklung in Syrien zu erzählen. Danach sind die Kampfhandlungen von außen in das Land getragen worden, und zwar als Interessenpolitik zum Sturz Assads. Als Verantwortliche nennt sie die Türkei, Saudi Arabien, die USA und Katar. Es werden Terroristen aus vielen Ländern nach Syrien geschickt, die sich gegenseitig bekämpfen. Über die Ereignisse ist Dunia zufolge in den ausländischen Medien falsch berichtet worden, was zu Unruhen unter

der Bevölkerung führte. Die inländischen Medien versuchen, die Menschen zu beruhigen, aber aus dem Ausland, insbesondere vom arabischen Nachrichtensender Al Dschasira, wird immer wieder Öl ins Feuer der sich aufschaukelnden kriegerischen Handlungen gegossen. „Woher kommen die über 200.000 Rebellen und Terroristen? Wer bezahlt sie? Wer versorgt sie mit Waffen? Wer hat die früher stark bewachten Grenzen zur Türkei und Jordanien für den ungehinderten Zugang durch Terroristen geöffnet?“ Das sind Dunias drängende Fragen.

Das Alltagsleben in Damaskus wird für die junge Familie zunehmend unübersichtlicher und unsicherer. Es werden Bürger auf der Straße angegriffen. Das Chaos wächst, denn die verschiedenen kämpfenden Gruppierungen haben jeweils eigene Anführer, die willkürlich sinnlose Anweisungen erlassen und diese gnadenlos umsetzen. Mal heißt es, jetzt gehen die Kinder nicht mehr zur Schule. Ein anderes Mal müssen alle Geschäfte für unbekannte Zeit schließen. Lebens- und Planungssicherheit ist für niemanden mehr gegeben.

Und dann ist Dunia und ihre Familie selbst betroffen mit den eingangs geschilderten traumatischen Ereignissen. Da Dunias Schwester in Solingen lebt und arbeitet, steht das Ziel nach Verlassen ihres Heimatlandes Syrien fest.

Nachdem der Entschluss gefasst ist, geht es nicht minder unübersichtlich weiter. In Damaskus gibt es keine deutsche Botschaft mehr. Man geht in den Libanon nach Beirut, um dort ein Visum für die Arbeitssuche in Deutschland zu beantragen. Die Genehmigung lässt nicht lange auf sich warten, aber sie wird nur für die beiden Erwachsenen erteilt, die Kinder sollen in Syrien verbleiben, bis die Eltern Arbeit gefunden haben und die Kinder nachkommen lassen können. Es kommt für Dunia überhaupt nicht in Frage, die Kinder allein in der Unsicherheit Syriens zurück zu lassen. Sie gibt ihr Visum zurück. Der Vater geht allein nach Solingen, wohnt bei seiner Schwägerin und versucht, Deutsch zu lernen und eine Arbeit zu finden. Das Besondere des erteilten Visums ist, dass man damit nur diejenige Arbeit aufnehmen kann, die auch im Heimatland ausgeübt wurde. So lässt Dunias Ehemann sein Ingenieurstudium in Deutschland anerkennen, um sich auf Ingenieurstellen zu bewerben.

In der Zwischenzeit schlägt sich Dunia allein mit den Kindern in Damaskus durch. Es ist ein harter Winter, es gibt keinen Strom, die Heizung funktioniert nicht. In der Wohnung steht ein kleiner Ölofen, der mit geringen Mengen Heizöl betrieben wird, das man in kleinen Plastikflaschen besorgt. Auch die Schule ist nicht beheizt, die Kinder hängen sich Wolldecken um die Schultern, um doch zur Schule gehen zu können.

Nach etwa neun Monaten wird die junge Mutter ungeduldig, möchte mit ihren Kindern nach Deutschland. Weil die offizielle Familienzusammenführung so lange dauert, stellt Dunias Schwester eine Verpflichtungserklärung für die vier Personen aus und meldet sie an ihrer Adresse in Solingen an. Nun kann Dunia mit den drei Kindern nach Solingen ausreisen, aber wenn man nicht als Flüchtling nach Deutschland kommt, bedeutet dies, dass alles in Eigenregie organisiert und bezahlt werden muss und die Schwester für die Ankommenden bürgt und für ihren Lebensunterhalt sorgt.

Am 12. Mai 2014 verlassen Dunia und die Kinder Damaskus und kommen am gleichen Tag in Solingen an. Beim Ausländeramt erhält die junge Frau für sich und die Kinder eine Aufenthaltsgenehmigung für zwei Jahre. Sofort begibt sie sich zur Volkshochschule, um einen Deutschkurs zu belegen, den sie zum Teil selbst bezahlt. Dunia lernt schnell und kann nach kurzer Zeit über Kontakte mit dem IFZ, dem Internationalen Frauen-Zentrum Solingen, eine Arbeitsstelle bei einer Firma antreten, die Autoteile produziert. Ihr Aufgabengebiet umfasst die Qualitätskontrolle der produzierten Teile, darüber hinaus muss sie die Produkte verpacken. Das ist ein harter körperlicher Job, der Schichtdienst erfordert. Inzwischen arbeitet sie überwiegend nachts, um für die Familie da sein zu können.

Ihr Mann hat die sogenannte B2-Prüfung in Deutsch abgelegt, den Führerschein in Deutsch erworben und nun eine passende Arbeitsstelle gefunden. Die Familie kommt gut zurecht, man sucht eine ausreichend große Wohnung in der Innenstadt und holt Dunias Schwiegermutter aus Damaskus zu sich nach Solingen. Die Kinder sind gut integriert, gehen zur Schule und treiben Sport. Die Jungen spielen

Handball, die Tochter nimmt Ballett-Unterricht. Die jungen Eltern haben in Syrien immer versucht, die Kinder nie spüren zu lassen, dass Krieg herrscht. Sie selbst hatten keine Zeit für Angst. Hier üben die neu Angekommenen Normalität und Alltagsleben.

Dunia hat keinen Mut, für sich einen Asylantrag zu stellen, weil sie befürchtet, dass ihre Schwester wegen ihrer Verpflichtungserklärung finanziell herangezogen wird, da sie nicht als Flüchtling hierhergekommen ist. Ebenso verhält es sich mit den Kosten für die Anerkennung ihres Studiums in Damaskus. Sie würde gern wieder als Ingenieurin tätig sein, doch neben der offiziellen Anerkennung des syrischen Abschlusses wären doch noch einige Praktika erforderlich, um die Leistungen den in Deutschland gängigen Ansprüchen anzugleichen.

Ein schwieriger Weg liegt hinter den jungen Syrern. Es ist ein wenig Ruhe eingekehrt und sie sind dankbar, in Solingen als Familie vereint in Sicherheit zu sein. So richtig angekommen sind sie aber – noch – nicht. Und wenn es in Syrien wieder friedlich wäre, dann ... „man darf ja träumen“ meint Dunia.

Neben Arbeit und Familienleben engagiert sich Dunia ehrenamtlich beim Internationalen Frauen-Zentrum Solingen und hilft Arabisch sprechenden Frauen mit Übersetzungsarbeiten. Sie bedauert, aufgrund ihrer starken Belastung keine Kraft und Gelegenheit zu haben, ihre Deutschkenntnisse zu verbessern.

Die derzeitige Situation des jungen Paares zeigt auf, dass Potentiale vorhanden sind, die darauf warten, genutzt zu werden. Beide Elternteile tragen zum Unterhalt der Familie bei, Dunias Deutschkenntnisse sind in der B1-Prüfung dokumentiert, das bedeutet, sie hat Sprachkenntnisse, die man zum Abschluss eines Integrationskurses nachweisen soll. Die nächste Stufe ist die B2-Prüfung, mit der man in der Lage ist, ins Berufsleben einzusteigen.

Dunias Kurzfassung für die Zeit in Solingen: „Wir sind gern hier. Es ist aber nicht einfach, man muss kämpfen und als Ausländer immer korrekt sein. Bei der Arbeit wäre vieles angenehmer, wenn nicht soviel Druck wäre.“

Dunia sieht müde aus.

Immer wieder stockt der Fluss des Erzählens. Immer wieder wird die zarte junge Frau von Tränen der Verzweiflung übermannt. Das Grauen des Erlebten ist ganz präsent und hat noch keinen zeitlichen Abstand, aus dem heraus sich im Erzählen eine Geschichte formt.

Qumri, geboren 1987, kommt mit ihrer Familie aus Qamishli, dem kurdischen Ortsteil von al-Malikiyah in Syrien. Es herrscht immer noch Bürgerkrieg in Syrien, der in Fortentwicklung des Arabischen Frühlings im Jahre 2011 begann. Für den Alltag bedeutet das ständig drohende Bombardierungen, Angst, schlechte Versorgung. Medikamente sind nicht zu bekommen, die Kinder sind traumatisiert und zeigen Auffälligkeiten. Es bestehen keine Aussichten auf ein Ende des Bürgerkriegs. Als Qumris Ehemann bei einem Schusswechsel beinahe neben ihr getötet wird, entschließen sie sich, wegzugehen. Sie haben Angst um ihr Leben.

In Qamishli und Hasaka herrschen Volksverteidigungseinheiten (YPG), die sich im Jahre 2012 gebildet haben, zusammen mit der syrischen Regierung. Die YPGs behaupten, unabhängig zu sein, gelten aber als rechter Arm der in al-Malikiyah agierenden Partei der Demokratischen Union (PYD), die wiederum als syrischer Ableger der PKK gesehen wird. Die PKK ihrerseits wird von den USA und der EU als Terrororganisation eingestuft. Seit August 2016 tobt die türkische Militäroffensive in Nordsyrien als Kampf zwischen der Türkei und den Volksverteidigungseinheiten. Es herrscht ein großes Durcheinander darüber, wer mit wem gegen wen kämpft. Nahezu der gesamte Norden und Westen steht unter der Kontrolle der Regierungstruppen und der Volksverteidigungseinheiten, der größte Teil des Südens und Teile des Westens unter der Kontrolle des Islamischen Staates.

Anfang 2016, als Qumris Familie sich auf die Flucht begibt, ist immer noch die Zeit der großen Flüchtlingsströme nach Europa. Die drei Kinder, zwei Mädchen und ein Junge, zwischen den beiden Mädchen geboren, sind zu der Zeit 5, 4 und 2 Jahre alt.

Zu Fuß machen sie sich mit den kleinen Kindern und zwei kleinen Koffern Richtung Türkei auf. An der Grenze zur Türkei zwingen sie sich durch Stacheldraht, an dem sie sich verletzen. Sie und andere Flüchtlinge, die mit ihnen unterwegs sind, werden von türkischen Soldaten aufgegriffen, die ihnen mit Worten und Gesten Angst machen. Einige Flüchtlinge werden festgenommen, andere laufen weg, auch Qumri und ihre Familie. Es gibt kein Essen, in der kargen Landschaft finden sie zufällig Melonen, das ist alles. Insgesamt sind sie eine Woche im Freien unterwegs, bis eine Tankstelle vor ihnen auftaucht. Ein Mann mit einem Auto wird auf die erschöpfte Familie aufmerksam, hat Mitleid mit den entkräfteten Flüchtlingen, spricht sie an und nimmt sie mit zu einem Hotel in der Nähe, wo sie sich endlich einmal waschen können.

Ihr Weg führt weiter an die Grenze zu Bulgarien, wo sie verlassene Zugwaggons finden. Dort „wohnen“ sie mit einer Gruppe von weiteren Flüchtlingen ca. zwei Monate. So lange müssen sie warten, erst dann finden sie einen Schlepper, der sie mit dem Auto weiter bringt – nicht ohne eine hohe Summe für seine Dienste zu kassieren. Der Schlepper ist nervös und Angst einflößend. Er verbietet dem erkrankten Sohn zu husten und setzt die Familie plötzlich mitten auf dem Land in Bulgarien aus, wo sie von aggressiven Polizeiposten aufgegriffen wird. Auf der Polizeistation wird der Vater vor den Augen der Kinder geschlagen und allein ins Gefängnis gesteckt, die Mutter mit den drei Kindern kommt in eine riesige Halle, auch eine Art großes Gefängnis. Es gibt dort nichts, nur Matratzen auf der nackten Erde.



Alle werden wie Kriminelle erfasst, müssen unter anderem ihre Fingerabdrücke abgeben.

Nach einer Woche darf der Vater wieder zu seiner Familie und zusammen geht ein Transport in Richtung unbekannt, bis zu einer riesigen Halle, in die die verängstigten Flüchtlinge massenweise hineingepfercht werden. Es gibt nur Vorhänge, die die Menschen voneinander trennen. Die Behandlung der Gestrandeten ist so katastrophal, dass sich Resignation breit macht: Zu Hause sind sie vor dem Krieg geflohen, weil sie Angst um ihr Leben hatten. Hier in Bulgarien empfinden sie die Situation als so schlimm, dass sie so nicht weiterleben möchten und bereit sind zu sterben. Auf dem Essen, das ihnen zugeteilt wird, tummelt sich die eine oder andere Kakerlake, die hygienischen Verhältnisse sind unzumutbar. Sie überlegen, wie sie hier wieder herauskommen.

Nach ein paar Tagen gelingt ihnen zusammen mit einer Gruppe von Flüchtlingen die Flucht aus dieser als Hölle empfundenen Unterkunft. Es geht wie schon auf der gesamten Flucht im Wechsel weiter: zu Fuß mit einer Gruppe, es finden sich Schlepper, dann geht es ein Stück mit dem Auto und dann wieder zu Fuß. Es zeigt sich, dass es immer jemanden gibt, der ein wenig Bescheid weiß: welche Wege zu vermeiden sind, welche Richtung einzuschlagen ist, wo Hilfe möglich wird, wo man unterkommen oder schlafen kann usw. Als Geschichte hört sich das spannend an, aber die Strapazen sind kaum zu beschreiben: kleine Kinder, die überwiegend getragen werden müssen. Keine Möglichkeit, sich zu säubern, matschige Fußwege, Kälte, Regen, Schnee.

So gelangen sie über Serbien bis nach Ungarn – hier wird ihnen überdeutlich klar gemacht, dass sie nicht willkommen sind, auch weil sie völlig heruntergekommen aussehen und sehr schmutzig sind. Aber die Flüchtlinge sind nicht nur schmutzig, sondern auch hungrig und müde – und dann, immer wieder Schlepper.

Schließlich kommen sie in Österreich an. Unter den Flüchtlingen unterhält man sich und wägt ab, wohin man nun weiterreisen soll. Qumris Familie steigt in einen Zug nach Deutschland, es geht nach Bremen, ihr erster Ankunftsort in Deutschland, drei Tage Auffanglager. Inzwischen ist es Mai 2016. Die Kinder sind inzwischen so traumatisiert von erlebter und erlittener Bedrohung, Unfreundlichkeit und Gewalt, dass sie nur schwer Vertrauen entwickeln können, als Polizisten sich erstmalig ihnen gegenüber als freundliche Ansprechpartner erweisen. Es ist ein kaum vorzustellendes Erlebnis, diese Erfahrung, nach so langer Zeit endlich einmal freundlich behandelt zu werden – ein als gutes Omen gedeutetes Zeichen für Deutschland. Aber Aufatmen ist lange noch nicht angesagt.

Es geht weiter nach Bielefeld, zwei Tage, dann nach Detmold, dort bleiben sie vier Wochen, und dann werden sie Solingen zugewiesen und sind für einige Zeit in der Flüchtlingsunterkunft an der Kronprinzenstraße. Sie verfügen nun über ein eigenes Bad und kleine Zimmer. Im Frühjahr 2017 bekommen sie eine Wohnung auf der Burger Landstraße.

Inzwischen hat die Familie einen Asylantrag gestellt, sie erhalten eine Aufenthaltsgenehmigung für ein Jahr. Das inzwischen sechsjährige Mädchen geht zur Schule, die beiden jüngeren Kinder in den Kindergarten.

Die jungen Eltern sind hoch motiviert, besuchen einen Deutschkurs und möchten bald arbeiten. Der Ehemann hat in der Heimat als Handwerker mit Klimaanlage gearbeitet, Qumri hat nach ihrem Schulabschluss, der in etwa dem deutschen Abitur entspricht, geheiratet, möchte aber in Deutschland eine Arbeit aufnehmen.



Sie haben alles von dem erlebt, was über Strapazen und Unzumutbarem seit Beginn der großen Flüchtlingsströme berichtet wird. Sie fliehen aus ihrer Heimat, weil sie nicht sterben wollen. Sie geraten in Situationen, in denen sie bereit sind zu sterben. Jetzt sind sie in Sicherheit und auch wieder nicht – schwankend zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Ein junges Ehepaar aus dem Nordirak, gut ausgebildet, mit zwei Kindern, fünf und drei Jahre alt.

Shillan ist 37. Zu Beginn ihres Berichts geht ihr Blick konzentriert und gefasst auf ihr Gegenüber. Am Ende ist sie erschöpft: Das Erlebte ist wieder ganz da und lange noch nicht verarbeitet, und die Zukunft ist geprägt von den Sorgen um den fünfjährigen Sohn, der an Epilepsie erkrankt ist, und die Zukunft der Familie in Deutschland.

Sie kommen aus Kirkuk im Nordirak. Sie sind Sunniten und gehören mithin zur größten Glaubensrichtung in vielen islamischen Ländern, allerdings nicht im Iran, Irak oder dem Libanon.

Es ist der 29. September 2015, als sie ihre Entscheidung, das Land zu verlassen, mit einem Flug in die Türkei beginnen umzusetzen. Grund sind die immer wieder aufflackernden Bombardierungen im Verlaufe der ab Juni 2014 eröffneten Offensive des IS auf Städte im Irak.

Zur Erinnerung: Der Irakkrieg begann im März 2003 mit der Militärintervention der USA, Großbritanniens und einiger anderer Partner und der Bombardierung ausgewählter Ziele in Bagdad. Er führte zur Eroberung der Hauptstadt und zum Sturz des irakischen Staatspräsidenten Saddam Hussein. Nach dem erklärten Kriegsende im Mai 2003 kam es während der Besetzung bis 2011 zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen, tausenden Terroranschlägen, Kriegshandlungen und Gewaltkriminalität, sowohl verschiedener irakischer Gruppen gegeneinander als auch gegen die westlichen Besatzungstruppen.

Nach dem Abzug der ausländischen Truppen 2011 kam es zu keiner Befriedung des Landes. Es begann die Expansion des Islamischen Staates ab 2014, die teilweise als Folge des Irakkriegs beurteilt wird.

Das Jahr 2015 gilt als Zäsur in der Flüchtlingskrise. Selten zuvor suchten so viele Menschen Schutz in Europa. Zwischen September und Dezember 2015 kommen zunehmend Menschen aus dem Irak.

Nach ihrer Landung in der Türkei läuft für die junge Familie auf ihrem weiteren Weg all das ab, was uns an Schreckensbildern von den Flüchtlingsgruppen vor Augen ist: Es geht nach Griechenland. Schlepper, die ihnen die Pässe wegnehmen, bringen sie in einem kleinen Boot vollgestopft mit 20 Menschen übers Meer auf die Insel Kos. Sie haben nur noch eine Art Personalausweis. Vier Tage dauern die Kontrollen auf Kos, bevor Soldaten die Flüchtlinge per Schiff bis Mazedonien bringen. Von dort geht es mit dem Zug nach Serbien.

Jetzt spielt das Wetter den Flüchtlingen mit. Es gibt Unwetter mit tagelangem heftigen Regen. Sie warten stehend einen ganzen Tag im Freien, ohne sich niederlassen zu können, dem behinderten Kind geht es sehr schlecht. Schließlich geht es mit dem Bus nach Kroatien, wo man sie gut behandelt, man kümmert sich um die Kinder und es geht weiter nach Ungarn. Immer noch herrscht kaltes Regenwetter, alles ist durchnässt und matschig und die Ungarn behandeln sie unmenschlich. Wieder warten sie stehend über sechs Stunden, werden beschimpft, bis schließlich Befehle mit „weg! weg!“ zu hören sind. Die Flüchtlinge laufen und stolpern zu Fuß über die Geleise, bis sie einen Zug erreichen, der irgendwo in der Gegend steht. Sie steigen ein, doch die Waggons sind nass und haben keine Fenster.

In Österreich angekommen geht es eine Nacht zu Fuß weiter, bis sie in eine Polizei-Kontrolle geraten.

Zu ihrer Überraschung sind die Polizisten höflich und hilfsbereit, geben den Frierenden Decken. Shillans Familie wird schließlich mit dem Polizeiauto zu einer Station des Roten Kreuzes gefahren.

Drei Tage halten sie sich dort auf, bekommen ein Zelt und wohnen auf einer Art Campingplatz. Die Gruppe von Flüchtlingen, die hier zusammen ist, überlegt, wie es nun weiter gehen soll, ob sie in Österreich bleiben oder nach Deutschland weiterreisen. Die überwiegende Anzahl entscheidet sich für Deutschland. Shillans Familie begegnet hier einer Schwedin, die ihnen den Rat gibt, nach Schweden zu reisen. Schweden sei ein fortschrittliches Land und es lasse sich dort gut leben. Aber zunächst führt der Weg durch Deutschland. Sie erwerben Fahrkarten nach München und kommen dort am 15. Oktober 2015 an. Es erfolgt die erkennungsdienstliche Erfassung, unter anderem werden Fingerabdrücke genommen.

Es geht weiter nach Schweden, wo sie fünf Monate bleiben können. Danach müssen sie nach Deutschland zurück, weil sie wegen ihrer Fingerabdrücke in der Bundesrepublik registriert sind. Auch diese Reise ist beschwerlich: mit dem Bus geht es von Malmö nach Kopenhagen, mit dem Flugzeug nach Düsseldorf, wo sie am 18. März 2016 ankommen. Sie werden weiter nach Dortmund geschickt und erhalten in den folgenden drei Tagen Papiere, mit denen sie für sechs Monate in ein Auffanglager in Münster gelangen. Es geht ihnen gut, fachärztliche Versorgung für das erkrankte Kind führt dazu, dass es ihm allmählich viel besser geht. Das bedeutet eine große Erleichterung für die jungen Eltern – aber nur vorübergehend.

Nach weiteren sechs Monaten geht es nach Solingen, wo sie in einer kleinen Wohneinheit an der Zietenstraße wohnen.

Ihr Asylantrag ist erfolgreich und sie werden am 18. Oktober 2016 mit einer Aufenthaltsgenehmigung für ein Jahr versehen. Nun wenden sie sich an einen Anwalt, damit er die entsprechenden Schritte für einen Daueraufenthalt einleiten kann.

Die Eheleute sind gut ausgebildet, Shillans Ehemann ist Jurist, spricht fließend Englisch und hat schon mit Deutschkursen angefangen. Shillan ist ausgebildete medizinische Laborantin. Hier entspricht ihr Berufsbild dem einer biomedizinischen Analytikerin in der Diagnostik.

In Solingen geht es ihrem Sohn wieder schlechter, er verliert seine Haare, ist von Unruhe heimgesucht, ist ganz offensichtlich medikamentös nicht richtig eingestellt. Shillan weiß, dass die richtige Dosierung der Medikamente nur per Bluttest ermittelt werden kann, aber die Untersuchungen werden nicht genehmigt, sie sind auf den Kinderarzt angewiesen. Immer wieder geht es dem Kleinen so schlecht, dass er für mehrere Tage ins Krankenhaus eingeliefert werden muss. Dort bekommt er Antibiotika, aber keine Blutuntersuchung. Die jungen Eltern fühlen sich allein gelassen und hilflos, sie würden wegen der besseren medizinischen Versorgung gern wieder nach Münster zurück, wissen aber nicht, wie sie das anstellen können.

Sie sind angekommen und doch nicht angekommen. Ein Schwebezustand, Hilflosigkeit, Sorgen und ein Wunsch nach guter Versorgung für den Sohn und nach ein wenig Normalität.

Subhie macht sich Sorgen um ihre Kinder. Doch derzeit gibt es keine Möglichkeit zu helfen. Sie ist 1954 geboren und hat vier Söhne und eine Tochter, alle sind erwachsen. Seit sechs Jahren hat sie ihre Söhne nicht gesehen. Sie sind in Saudi Arabien, in der Schweiz und in anderen Städten Deutschlands.

Ihre Tochter ist in Syrien verheiratet und hat zwei Kinder, ein Kind ist behindert. Ein Enkelkind hat Multiple Sklerose. „Ich würde ihr so gerne helfen, doch es ist einfach schwierig“, sagt sie.

Subhie ist Libanesin, ihr Mann Syrer. 1978 haben sie geheiratet. Sie haben in der Umgebung von Damaskus gelebt. „Alles war zerstört. Uns ist nichts geblieben.“

„Ich bin 2015 nach Deutschland geflohen, mein Mann schon zweieinhalb Jahre früher.“ In Solingen leben sie in der Siedlung Hasseldelle. „Wir haben leider nicht viele Kontakte.“

Das, was Subhie am meisten beschäftigt, ist die Angst um ihre Tochter und die Enkelkinder. Sie würde alles tun, um auch sie nach Solingen zu holen. „Deutschland hat einen guten Ruf.“

